



Hochschule für Angewandte
Wissenschaften Hamburg
Hamburg University of Applied Sciences

Bindung im frühen Kindesalter

**Der Einfluss von frühen Bindungserfahrungen auf die sozial-emotionale
Persönlichkeitsentwicklung**

Bachelor-Thesis

Fakultät Wirtschaft und Soziales

Bildung und Erziehung in der Kindheit

HAW Hamburg

Betreuender Prüfer: Herr Prof. Dr. Gerhard J. Suess

Zweitprüfer: Herr Prof. Dr. Andreas Voß

Abgabedatum: 21.11.2016

Carina-Christin Traeder



Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Die Bindungstheorie	4
2.1 Hintergrund und Geschichte	4
2.2 Grundlagen	8
2.2.1 Definition von Bindung.....	8
2.2.2 Elterliche Feinfühligkeit.....	9
2.2.3 Bedürfnis nach Nähe (und Distanz)	11
2.2.4 Bindung als Basis für Exploration	12
2.2.5 Innere Arbeitsmodelle	14
3. Die Eltern-Kind-Bindung	16
3.1 Bindungsentwicklung	16
3.2 Bindungsverhalten und Bindungsqualität	18
3.2.1 Bindungsmuster.....	19
3.2.2 Bindungsstörungen.....	23
3.2.3 Erklärungsansätze für die Ausprägung verschiedener Bindungsmuster	23
4. Die Persönlichkeit	24
4.1 Allgemeine Persönlichkeitsentwicklung	24
4.2 Die sozial-emotionale Persönlichkeitsentwicklung	26
4.3 Persönlichkeitsstörungen	29
5. Der Einfluss von Bindung	31
5.1 Der Einfluss von Bindung auf die Persönlichkeitsentwicklung	31
5.2 Mögliche Folgen unsicherer Bindung oder Bindungsstörungen	33
6. Schlussfolgerungen	35
7. Verzeichnisse	38
7.1 Literaturverzeichnis	38
7.2 Abbildungsverzeichnis	40
8. Eidesstaatliche Erklärung	41

1. Einleitung

Persönlichkeitsstörungen, Angststörungen, Depressionen, Suchterkrankungen, Zwangsstörungen und Suizidalität – diese Krankheitsbilder sind in unserer Gesellschaft keine Seltenheit. Aber warum entwickeln manche Menschen psychische Störungen und andere nicht? Warum können manche Menschen mit Schicksalsschlägen besser umgehen als andere? Warum meistern viele Menschen die Schwierigkeiten des Lebens und andere zerbrechen daran? Warum sind manche Menschen in der Lage, langfristige, beständige und glückliche Beziehungen einzugehen, und andere nicht?

Sind hierfür unsere Gene verantwortlich oder liegt es vielmehr an der Umwelt, die unser Leben in dem Maße beeinflusst? Oder ist es letztlich das Zusammenspiel und Produkt dieser beiden Faktoren? Das Ursachenspektrum für die Entstehung psychischer Störungen bzw. psychischer Sicherheit ist unendlich vielfältig. Eine mögliche Erklärung liefert uns die Bindungstheorie. Wenn es um die Entwicklung psychopathologischer Symptome geht, spielen meist mehrere Faktoren eine Rolle. Die verschiedenen Bindungsqualitäten gelten als ein Schutz- bzw. ein Risikofaktor. (vgl. Brisch, 2005, S. 77)

Aber was ist eigentlich Bindung? Und warum entwickeln manche Menschen eine sichere, andere hingegen eine unsichere Bindung? Welche Auswirkungen haben die unterschiedlichen Bindungsmuster auf die weitere Entwicklung?

In den vergangenen 25 Jahren hat die Entwicklungspsychologie enorm an Fortschritten gewonnen. Eine der wichtigsten Erkenntnisse war hierbei, dass die Fürsorge, die ein Kind in den ersten Lebensjahren von seinen Bezugspersonen erhält, für seine spätere Entwicklung und insbesondere „für seine spätere seelische Gesundheit von lebenswichtiger Bedeutung ist“. (Bowlby, Endres, & Ainsworth, 2010, S. 11)

Das Thema Bindungen und Bindungsstörungen findet gerade in jüngster Zeit ein zunehmendes Interesse. Diese in den 1960er Jahren begründete Forschungsrichtung hat über die Jahre viel Aufmerksamkeit erhalten und es konnte eine Vielzahl von fruchtbaren Ergebnissen gewonnen werden. Die Bindungstheorie verfügt mittlerweile über wertvolle Erkenntnisse aus Langzeituntersuchungen und langfristigen Projekten zur Vorbeugung seelischer Erkrankungen in Risikogruppen. Diese Erkenntnisse ermöglichen es heutigen Bindungsforschern, viel genauere Antworten zu geben als noch vor wenigen Jahren, etwa

über die Auswirkungen von Gewalttätigkeit, Kindesmissbrauch oder Scheidung der Eltern auf die Bindungsentwicklung der Kinder und über mögliche Präventionen dieser Auswirkungen. Erfolg hat die Bindungstheorie damit vor allem für Psychotherapeuten, Psychologen, Psychoanalytiker und Mitarbeiter in sozialen Berufsfeldern, da sie insbesondere in ihrer täglichen Arbeit von den Erkenntnissen der namenhaften Forscher profitieren. (vgl. Brisch, Grossmann, Grossmann, & Köhler, 2002)

Diese wissenschaftliche Arbeit setzt sich mit der Fragestellung auseinander, inwieweit sich Bindung im frühen Kindesalter auf die soziale und emotionale Persönlichkeitsentwicklung des Kindes auswirkt. Hierbei werden sowohl direkte Folgen sowie spätere Langzeitfolgen, die möglicher Weise erst im Laufe des Lebens auffallen, thematisiert.

Die Arbeit beginnt mit einer kurzen Einführung in die Geschichte und den Hintergrund der Bindungstheorie. Anschließend werden einige wichtige Grundlagen thematisiert und einzelne bedeutende Forschungen erläutert, auf denen die späteren Ergebnisse maßgeblich aufbauen. Daraufhin werden die Grundzüge der Eltern-Kind-Bindung erklärt, um anschließend auf die Bedeutsamkeit der Bindung eingehen zu können. Hierzu werden Bezüge zur Persönlichkeitsentwicklung gezogen und es wird auf eventuelle Folgen unsicherer Bindung oder Bindungsstörungen eingegangen. Final wird ein abschließendes Fazit gezogen, in dem auch auf die Bedeutung der gewonnenen Erkenntnisse für die pädagogische Praxis in den unterschiedlichsten Ebenen der sozialen Arbeit eingegangen wird.

2. Die Bindungstheorie

2.1 Hintergrund und Geschichte

Anfang der Fünfzigerjahre begründete der britische Kinderpsychiater John Bowlby gemeinsam mit der kanadischen Psychologin Mary Ainsworth die Bindungstheorie. John Bowlby gilt als Gründungsvater der Bindungstheorie, welche später mit Hilfe des „Fremde Situations Tests“ von Mary Ainsworth beobachtbar und somit empirisch bestätigt wurde. Durch die zahlreichen empirischen Studien gehört diese Theorie zu den am besten fundierten Theorien über die psychische Entwicklung des Menschen.

Der praktizierende Kinderpsychiater John Bowlby baute nach dem zweiten Weltkrieg eine Abteilung für Kinderpsychiatrie an der Tavistock Klinik in England auf. Anfang der 1950er

Jahre verfasste er im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation einen Bericht über die Situation von vielen heimatlosen und verwaisten Kindern in der Nachkriegszeit. (Otto, 2011, S. 390) Bereits zu dieser Zeit „verwies er auf den deutlichen Zusammenhang von mütterlicher Pflege und seelischer Gesundheit von Kindern und deutet die Notwendigkeit einer neuen Theorie zur Erklärung der Auswirkungen kindlicher Trennungs- und Deprivationserfahrungen an.“ (ebd.) Er referierte über das spezifische emotionale und kommunikative Beziehungssystem zwischen Mutter und Kind, die enge Bindung (attachment) und stellte diese als Voraussetzung für eine gesunde kindliche Entwicklung und Ausbildung von sozialen Kompetenzen dar. (vgl. Schmidt-Denter, 1995, S. 9)

Bis in die 1960er Jahre wurden Kindern in den ersten Lebensmonaten nahezu keinerlei Kompetenzen zugesprochen. Man vertrat die Position, Kinder seien bis zur Entwicklung der Sprache gefühllose, halbblinde Wesen, die sich nicht mit ihrer Umwelt auseinandersetzen könnten. Somit hielt man den Kontakt zu den Neugeborenen eher auf die Verpflegung mit Nahrung und auf Hygiene beschränkt, um die Übertragung von Krankheiten zu minimieren und das Kind nicht zu verwöhnen. Sozioemotionale Kontakte zwischen Erwachsenen und Säuglingen wurden nicht als notwendig oder gar wichtig erachtet. Somit blieben liebevolle Zuwendung, emotionale Nähe oder auch enger Körperkontakt in diesen Empfehlungen weitestgehend ausgeklammert. (vgl. Otto, 2011, S. 391)

„Welche verheerenden Konsequenzen eine solche Konzeption von Fürsorge für die kindliche Entwicklung haben kann, wurde vor allem bei Kindern, die in Kinderheimen, Kinderkliniken oder Hospizen aufwuchsen, deutlich: hier wurden diese Leitsätze strikt befolgt und führten zu massiven körperlichen und geistigen Entwicklungsverzögerungen der Kinder bis hin zu Formen von Hospitalismus wie z.B. dem Kaspar-Hauser-Syndrom.“ (ebd.)

Kaspar-Hauser-Versuche spielen in der Verhaltensforschung eine wichtige Rolle. Eine große und grundlegende Bedeutung für die Bindungsforschung hatten die Untersuchungen von Harlow und Spitz. Harry Harlow wurde durch seine Affenexperimente berühmt. Er zeigte 1958 an einem Experiment mit Rhesusaffen, dass der Kontakt zu einer Bindungsperson Einfluss auf das weitere Leben hat und dass die Bindung nicht allein der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse dient, sondern eine weitaus größere Bedeutung hat.

Harry Harlow ließ im Zuge seiner Affenversuche Affenkinder mit unterschiedlichen Mutterattrappen aufwachsen. Die eine Versuchsgruppe wuchs mit einer „Drahtmutter“, welche unermüdlich Milch spendete, die andere Gruppe mit einer weichen „Plüschmutter“, die allerdings keine Milch spendete, auf. Die Affenbabys der ersten Versuchsgruppe zeigten

tatsächlich negative Entwicklungen in nahezu allen Bereichen. Sie fielen durch gehemmt exploratives Verhalten, wenig Lern- und Problemlösefähigkeit, schwieriges Sozialverhalten und große Schwierigkeiten in der Regulation der eigenen Gefühle auf. (vgl. „Radio“, 2012)

Außerdem zeigten sie Angstreaktionen und aggressive Gefühlsausbrüche. Bei Provokation einer Angstreaktion erstarrten die Affenkinder dieser Versuchsgruppe oder verkrochen sich in einer Ecke und zogen den Kopf ein. Die zweite Versuchsgruppe, deren Probanden mit einer „Plüschmutter“ aufwuchsen, flüchteten sich bei Angst zu dieser, um Schutz zu suchen. Das Fell scheint somit Nähe zu imitieren und eine beruhigende Funktion zu haben, während zur milchspendenden Drahtmutter trotz Futterverstärkung scheinbar keine emotionale Beziehung entwickelt wurde. „Das psychisch ungestörteste Verhalten zeigten Affenkinder mit einer milchspendenden Plüschmutter.“ (Rauh, 2008, S. 214)

Die mutterlos heranwachsenden Affenkinder, waren als junge Erwachsene weder sozial kompetent noch fähig sich sexuell mit einem Partner zu verbinden. Diejenigen Weibchen, die künstlich befruchtet werden konnten, zeigten sich in ihrer Mutterrolle eher rabiatisch als liebevoll. Das primäre Ergebnis der Versuchsreihen zeigt, dass Affenbabys, die in völliger Isolation aufwachsen, im Erwachsenenalter schwer verhaltensgestört sind. Es scheint – zumindest bei Rhesusaffen – als könne eine „optimal“ konstruierte Mutter eine „echte“ Mutter nicht ersetzen. (vgl. Rauh, 2008, S. 214)

Den Experimenten von Harlow war eine unter Wissenschaftlern weit verbreitete Annahme vorausgegangen. Man vertrat damals die These, ein Primatenkind brauche lediglich genügend zu essen und zu trinken und die richtige Außentemperatur. Harlow gelang es mit seiner Forschung das Gegenteil zu beweisen und die Bedeutung von Bindungsbeziehung und Liebe herauszustellen. Die radikalen Tierexperimente brachten dem Forscher zwar harsche Kritik ein, für die Bindungsforschung waren seine Erkenntnisse allerdings bahnbrechend.

Ein ebenfalls sehr bedeutender Forscher in diesem Themengebiet ist Rene Spitz. Spitz wurde bekannt durch seine sogenannten Hospitalismusstudien. Er verglich zwei Gruppen von Heimkindern und fand heraus, dass die Gruppe, die in einem Heim aufwuchs, in dem die Mutterpflege fehlte, gegenüber der Gruppe, die mit ihren Müttern zusammen war, eine erheblich höhere Sterberate aufwies. Spitz stellte folgend die These auf, dass es zu Entwicklungsstörungen bei Kindern führen kann, wenn sie keine mütterliche Zuwendung zu spüren bekommen. (vgl. Stegmaier, o. J.)

Auf der Grundlage dieser Ergebnisse wurde die psychologische Forschung in den letzten

Jahrzehnten vorangetrieben. Mittlerweile vertritt man fast unumstritten die Ansicht, dass tragfähige Mutter-Kind-Beziehungen Auswirkungen auf nahezu alle Bereiche der menschlichen Entwicklung haben. Bowlby entwickelte sein eigenes, heute allgemein gültiges Konstrukt der Bindung vor allem aus Erfahrungen mit elternlosen Heimkindern und den Hospitalismusstudien von Rene Spitz, sowie aufgrund von Reaktionen von Kindern auf längere Trennungen von ihren Eltern.

„Im Gegensatz zu psychoanalytischen und lerntheoretischen Ansätzen geht Bowlby davon aus, dass die emotionale Beziehung des Kindes zu seiner Mutter bzw. Hauptpflegeperson eine instinktive Basis hat und nicht vom Bedürfnis nach Nahrung abhängig ist, wie dies von der Psychoanalyse und den Lerntheorien postuliert wurde.“ (Julius, Gasteiger-Klicpera, & Kißgen, 2009, S. 13)

Bowlby vertritt den Ansatz, dass Menschen artspezifische Verhaltensweisen entwickelt haben und deren Hauptziel darin besteht, Nähe und Beziehung zu seinen primären Bezugspersonen herzustellen. (vgl. ebd.) Auf Grundlage der Erkenntnisse von Harlow und Spitz, der Psychoanalyse, der Evolutionstheorie und eigenen Beobachtungen formulierte Bowlby schließlich die Bindungstheorie und erreichte damit eine bahnbrechende Neuerung und Veränderung bisher geltender Positionen.

Ziel Bowlbys war es, herauszufinden, ob die frühen Erfahrungen mit den Müttern tatsächlich die von der Psychoanalyse behaupteten Einflüsse auf das spätere Leben des Erwachsenen habe. (vgl. Karl H. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 13) Er schuf die Bindungstheorie, um eine Erklärung für die Existenz der vielen emotionalen und Persönlichkeitsstörungen zu schaffen. (vgl. Grossmann & Grossmann, 2004, S. 30) Die Bindungstheorie geht davon aus, dass die Bindung eine grundlegende und lebenswichtige Komponente des menschlichen Lebens ist, die eine überlebenssichernde Funktion hat.

„Die Bindungstheorie begreift das Streben nach engen emotionalen Beziehungen als spezifisch menschliches, schon beim Neugeborenen angelegtes, bis ins hohe Alter vorhandenes Grundelement. Im Säuglings- und Kindesalter sichert uns die Bindung an die Eltern (bzw. entsprechende Ersatzfiguren) neben Schutz und Zuwendung den Beistand dieser Personen. [...] Trotz der großen Bedeutung des Nahrungs- bzw. Sexualtriebs ist die Bindung, ihrer lebenswichtigen Schutzfunktion wegen, als solche eigenständig.“ (Bowlby, Holmes, Stahl, & Stahl, 2008, S. 98)

Mit seiner Bindungstheorie gelang Bowlby das bis dato vorherrschende Bild des menschlichen Säuglings entscheidend zu verändern und eine der zentralsten und einflussreichsten Theorien der Entwicklungspsychologie zu entwerfen, die bis heute

Gültigkeit und Aktualität genießt. (vgl. Otto, 2011, S. 390) Während sich Bowlby mit der Bindungstheorie als theoretisches Konstrukt beschäftigte, suchte Mary Ainsworth, eine enge Mitarbeiterin Bowlbys, nach empirischen Beweisen für seine Thesen und legte den Schwerpunkt ihrer Betrachtungen vermehrt auf die Qualität und Sicherheit der Bindung. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 61)

Die Bindungstheorie ist heute sowohl in der Entwicklungspsychologie als auch in der klinischen Psychologie fest verankert. Ihre Verbreitung in Deutschland ist dem Ehepaar Karin und Klaus Grossmann zu verdanken. Sie haben durch empirische Langzeitstudien und Grundlagenforschung bedeutende Erkenntnisse gewonnen und dadurch zur Anwendung bindungstheoretischer Erkenntnisse in der Praxis beitragen können.

2.2 Grundlagen

2.2.1 Definition von Bindung

Bindung begegnet uns im Alltag überall. Die Bindungstheorie versteht unter dem Begriff der Bindung jedoch zunächst die sich im Laufe des ersten Lebensjahres entwickelnde Beziehung zwischen Kind und seiner Bezugsperson. Die Bindung zwischen zwei Personen ist als imaginäres Band zu verstehen, welches in den Gefühlen verankert ist und sie über Raum und Zeit hinweg miteinander verbindet.“ (Ainsworth 1979, zit. n. Grossmann & Grossmann, 2004, S. 68). Sie gehört zur Natur des Menschen ebenso wie Nahrung und Schlaf. Eine Person bindet sich an eine andere Person in der Hoffnung, dass diese ihm Schutz und Fürsorge bieten kann – die Bindung zu einer anderen Person kann demnach als Gefüge psychischer Sicherheit beschrieben werden. (vgl. Grossmann & Grossmann 2004, S.68f.)

Bowlby und Ainsworth haben den Begriff der Bindung deutlich vom Begriff der Abhängigkeit getrennt. Das Bild des engen unsichtbaren Bandes der Bindung soll zwar die starke emotionale Verbundenheit symbolisieren, ist aber vom negativ besetzten Begriff der Abhängigkeit, der bereits etwas Abwertendes, Krankes oder gar Süchtiges inkludiert, zu separieren. In seinen Forschungen in Kinderheimen stellte Bowlby fest, dass eine emotional warme und herzliche Beziehung zwischen Kind und Bezugsperson dazu führte, dass das Kind sich geistig gesund entwickelte. Während dies zuvor genannte emotionale Band zwischen dem Kind und der Bezugsperson Bindung bedeutet, meint das Bindungsverhalten ein Verhalten des Kindes, um Sicherheit, Schutz, Nähe und Geborgenheit herzustellen. (vgl.

Schneider, 2015, S. 21) Ein Großteil der Kinder geht in den ersten neun Monaten Bindungen zu Bezugspersonen ein, die sich ständig um sie kümmern. Somit bleiben traumatische Bindungsabbrüche und schwere Trauerreaktionen weitgehend aus. (Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 154)

Die Bindung an eine starke und weise Person bedeutet für das schwache und unkundige Kind Schutz, Fürsorge und die Einbindung in eine Kultur. Wird das Kind von seinen Eltern liebevoll geschützt, versorgt und unterstützt und genießt eine sichere Bindungsqualität, so wird es auch später eine Bindung mit einem Partner eingehen, mit dem es sich selbst liebevoll und schützend um eigene Kinder kümmern möchte. Die eigene Erfahrung befähigt den Menschen, dies an andere Mitmenschen weiterzutragen. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 31) „Dies ist das normale biologische und stammesgeschichtlich gewordene Programm, ohne das die Menschheit schon früh ausgestorben wäre.“ (ebd.)

2.2.2 Elterliche Feinfühligkeit

Elterliche Feinfühligkeit wird definiert als das regulierende, bemutternde Verhalten, das auf die Bedürfnisse, den Rhythmus und die Eigenart des Säuglings abgestimmt ist. Feinfühligkeit im familiären Kontext bedeutet somit, dass die Bezugsperson die Signale und Kommunikationsangebote des Kindes wahrnimmt, richtig interpretiert und darauf reagiert. Die Reaktion sollte dem Entwicklungsstand und den Bedürfnissen des Kindes angemessen sein und sollte unmittelbar passieren. Die feinfühlige Bezugsperson sollte durch ein hohes Maß an Empathie für ihr Kind ausgezeichnet sein und eigene Bedürfnisse gegebenenfalls zurückstellen und sich weder ablehnend noch zurückweisend verhalten. (vgl. Stegmaier, o. J.)

Bei fehlender Feinfühligkeit werden oft eigene Stimmungen, Wünsche und Bedürfnisse in den Vordergrund gestellt oder Signale werden falsch verstanden oder sogar gänzlich missachtet. Auch eine verzerrte oder zeitlich verzögerte Reaktion kann zu Spannungen in der Bindungsbeziehung führen, da Säuglinge eine unmittelbare Rückmeldung brauchen, um ihr eigenes Verhalten mit der darauffolgenden Reaktion in Verbindung zu bringen. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 56)

Werden die Bindungswünsche des Kindes ignoriert oder missachtet, kann es in für das Kind belastenden Situationen, in denen das kindliche Bindungssystem aktiviert ist, zu sogenanntem Vermeidungsverhalten führen. Reagiert die Bindungsperson nur sehr unzuverlässig oder sind

ihre Reaktionen und Reaktionsmuster unvorhersehbar, kann dies zu einer Angstbindung auf Seiten des Kindes kommen. Bei widersprüchlichen Reaktionsmustern, kann das Kind keine Einschätzung über die zu erwartende Reaktion treffen, was zu einer Desorientierung führt, die sich als Bindungsmuster manifestieren kann. Häufig wechselnde Betreuung, Vernachlässigung und wenig Beziehungsstabilität können sogar zu völliger Bindungslosigkeit führen.

Fehlt die Feinfühligkeit der Bezugspersonen gegenüber dem Kind im ersten Lebensjahr langanhaltend, verhindert dies die Organisation der Gefühle des Kindes auf die Bindungsperson als sichere Basis hin, die das Kind für seine Exploration, für ein Sprechen über Absichten, Gefühle und Folgen und für das Erlernen von Lösungsstrategien braucht. Die Bindungsperson als sicherer Hafen bei Leid ist Voraussetzung dafür, dass sich beim Kind das Bewusstsein entwickelt, dass es von der Bindungsperson Trost und Beruhigung erfährt. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 22) Laut Stern 1995 entsteht Bindungssicherheit maßgeblich durch ein liebevolles und feinfühliges Verhalten seitens der Bindungsperson bzw. Bindungspersonen. Neben ihrer Funktion als sichere Basis spielt die Bindungsperson auch in der Regulierung des emotionalen Sicherheitsgefühls beim Kleinkind eine unverzichtbare Rolle. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 51)

Ein hohes Maß an Feinfühligkeit und bestätigende, warmherzige, liebevoll emotionale Interaktionen mit dem Kleinkind, fördern nicht nur Werte und Kompetenzen wie Vertrauen, Empathie und Mitgefühl, sondern auch die gesunde Entwicklung des zentralen Nervensystems. (vgl. Brazelton & Greenspan, 2002, S. 31)

Auch Mary Ainsworth schließt sich dieser Theorie an und spricht der Bindungsperson zwei wichtige Funktionen zu. „Sie reguliert die Affektzustände des Kindes und stellt eine sichere Basis dar, von der aus das Kind die physische und soziale Umwelt erkundet.“ (Hédervári-Heller, 2011, S. 61) Mary Ainsworth hat die mütterliche Feinfühligkeit in Bezug auf die Signale des Säuglings als „entscheidende Determinante der mit einem Jahr feststellbaren Qualität der Bindung“ (Dornes, 1997, S. 221) herausgestellt.

Oft verschwimmen die Grenzen zwischen elterlicher Feinfühligkeit und Überbehütung. „Feinfühligkeit unterscheidet sich kategorisch von Überbehütung, weil auf kindliche Bedürfnisse erst dann reagiert wird, wenn das Kind sie äußert.“ (Grossmann & Grossmann, 2004, S. 121)

Feinfühliges Verhalten bedeutet aber auch in einem gewissen Rahmen partizipatorisch mit

dem Kind zu agieren und nicht ständig und beliebig über den Kopf des Kindes hinweg zu entscheiden. Ziel ist es zwar, den Schutz des Kindes zu gewährleisten, ihm aber ein gewisses Maß an Autonomie zu ermöglichen, um die Entwicklung zu fördern. Feinfühligkeit distanziert sich strikt von Vernachlässigung aber auch von Verwöhnung. Die Bindungsperson sollte dem Kind zugewandt sein, es unterstützen und ihm als sichere Basis dienen, um es zu ermutigen Herausforderungen selbstständig zu meistern. (vgl. ebd.)

2.2.3 Bedürfnis nach Nähe (und Distanz)

Aus den bereits geschilderten Ergebnissen der Forschungen von Harlow und Spitz lässt sich ableiten, dass soziale Bindungen für die emotionale Entwicklung von Primaten extrem wichtig sind.

Bowlby widerlegte die Annahme das Neugeborene binde sich an seine Mutter, weil es durch sie ernährt wird und somit am Leben bleibt. Er folgte der Annahme, dass jeder menschliche Säugling die angeborene Neigung habe, Nähe und Kontakt zu primären Bezugspersonen zu suchen und aufrechtzuerhalten (vgl. Dornes, 1997, S. 221), und unterschied das Bindungsverhalten in der Kindheit in Signalverhalten im frühen Säuglingsalter und Annäherungsverhalten im Kleinkindalter. Mit dem sogenannten Signalverhalten fordert das Kind die Nähe und den Kontakt der Bezugsperson durch Schreien oder Lächeln ein. Mit dem Annäherungsverhalten sucht das Kleinkind aktiv die Nähe und den Kontakt zu einer Bindungsperson, wozu es erst mit zunehmender Entwicklung in den Bereichen Motorik und geistiger sowie sozialer Entwicklung fähig ist. (vgl. Hédevári-Heller, 2011, S. 58)

Das Bindungsverhalten wird erst dann aktiviert, wenn das innere Gleichgewicht ins Wanken gerät und das Kind dementsprechend auf die Unterstützung der Bindungsperson angewiesen ist. Die Faktoren hierfür können ganz unterschiedlich sein. Sowohl Hunger und Müdigkeit aber auch eine fremde Umgebung oder unbekannte Personen können ausschlaggebende Situationen sein, die das Kind nicht selbstständig und ohne die Bindungsperson regulieren kann. Die Bindungsfigur soll einen Ort der Sicherheit und der Entspannung bieten.

Nach Harlow zeigten explorierende Affenkinder bei Angst eine sofortige Bindungsreaktion an die Mutter, indem sie zu ihr liefen und sich an sie klammerten. Oft kann man im Tierreich beobachten, dass sich das Muttertier schützend vor ihr Junges stellt und dem Angreifer droht. Dadurch entsteht die Erfahrung, dass durch Nähe Stress abgebaut werden kann und bei einer Trennung negative Gefühle und Angst entstehen. (Grossmann & Grossmann, 2004, S. 42)

Während einer langfristigen Trennung von Rhesus-Affen von ihren Müttern, wurde beobachtet, dass die Affen direkt nach der Trennung sehr unruhig waren und intensiv nach ihren Müttern suchten und riefen. Je länger die Trennung vollzogen wurde, umso passiver wurden die Affenkinder. Bereits am dritten Tag wirkte es, als hätten sie resigniert.

Sobald dieser Zustand eintrat, ließ sich erschreckenderweise beobachten, dass ihr Cortisolspiegel im Blut dramatisch anstieg und das Wachstumshormon nur in viel zu geringen Mengen ausgeschüttet wurde. Es ließen sich noch weitere physiologische Begleiterscheinungen feststellen, die in der Forscherwelt auf unterschiedliche Weise gedeutet wurden. Festzuhalten ist allerdings, dass die Nähe bzw. Abwesenheit des Muttertieres bei allen sozial lebenden Säugetieren eine starke körperliche Wirkung ausübt.

„Mutterentbehrung verändert nicht nur das soziale Verhalten und die Lernfähigkeit der jungen Säugetiere oft bis ins reife Alter hinein, sondern auch innerlich die Entwicklung der üblichen zentralnervösen Bahnen und Aktivitäten zwischen den verschiedenen neuronalen, neurochemischen und neurohormonellen Systemen.“ (Grossmann & Grossmann, 2004, S. 47)

Beziehungen sind stets von zwei entgegengesetzten Kräften bestimmt. Die eine Kraft stellt Nähe, Verbundenheit und Verbindlichkeit her, die andere Distanz, Unabhängigkeit und Autonomie. Nach Markus Fischer, wird unbewusst in jeder Beziehung, unabhängig ob in Eltern-Kind-Beziehungen, in Partnerschaften oder Freundschaften sprichwörtlich der Tanz zwischen Nähe und Distanz getanzt. (Fischer, 2005)

2.2.4 Bindung als Basis für Exploration

Exploration meint die Erkundung, Entdeckung und Erforschung. Für das Neugeborene bezieht es sich auf die Erkundung der Welt, zunächst erst einmal die seiner direkten Lebenswelt. Kinder sind geborene Entdecker und wollen die Welt erkunden. Dieser Forscherdrang ist angeboren, Neugier und Interesse sind evolutionär notwendige Überlebensstrategien, stellen die Verbindung zwischen dem Individuum und der Umwelt her und ermöglichen dadurch erst eine adäquate Entwicklung der Persönlichkeit.

Damit Kinder uneingeschränkt diesem Forscherdrang nachgehen können, bedarf es einer sogenannten „sicheren Basis“, die den Kindern die Gewissheit gibt, dass man für sie da ist und sie jederzeit im „sicheren Hafen“ willkommen sind und versorgt, getröstet, beruhigt und gestärkt werden. (vgl. Bowlby u. a., 2008, S. 9)

John Bowlby betont in seinen Ausführungen zum Bindungsverhaltenssystem den Drang der Kinder die Umwelt zu erkunden, zu spielen und mit Gleichaltrigen zu kommunizieren und die diesbezüglich hohe Bedeutung einer sicheren Bindung.

„Die Verhaltenssysteme von Bindung und Exploration werden als getrennte, jedoch integrale und sich ergänzende Systeme betrachtet, weil beide in einem weiteren verhaltensbiologischen und ontogenetischen Rahmen für die Anpassung an bestimmte Lebensgegebenheiten zusammenwirken.“ (Grossmann/Grossmann 2004, S.77)

Das Explorationsverhalten beschreibt die Auseinandersetzung mit der Umwelt, das Spiel mit Objekten und später auch mit anderen Kindern. Ziel des Bindungsverhaltens ist es, Nähe zur Bezugsperson herzustellen und aufrechtzuerhalten, um sich in Sicherheit zu befinden. Während das Kind sich mit seiner Umwelt beschäftigt und exploriert, löst es sich von seiner Bindungsperson, um aktiv Lernerfahrungen zu machen.

Das Explorationsverhalten ist aktiv, wenn das Bindungsverhalten des Kindes inaktiv ist. Bindungsverhalten und Explorationsverhalten ergänzen sich zwar, verhalten sich aber konträr zueinander. Das bedeutet, dass das Kleinkind nur in der Lage ist zu explorieren, solange das Bindungsverhaltenssystem nicht aktiv ist. Ist das Bindungsverhalten hingegen aktiv und das Kind benötigt die Nähe der Bindungsperson, um sein eigenes Sicherheitsgefühl zu befriedigen, so wird es nicht explorieren können.

Zeigt das Kind kein Bindungsverhalten, so ist dies ein Zeichen dafür, dass es sich sicher fühlt und in der Lage ist, sich von seiner Bindungsfigur zu entfernen, um seine Umgebung zu erkunden. Ist das Kind allerdings verängstigt, müde oder fühlt sich aus irgendeinem Grunde unwohl und benötigt die Nähe zur Bindungsfigur, so wird die Exploration abgebrochen und das Bindungsverhaltenssystem wird aller Wahrscheinlichkeit nach aktiviert. (vgl. Julius u. a., 2009, S. 14)

Das Explorationsverhalten ist somit „antithetisch zum Bindungsverhalten“. Das Zusammenspiel der beiden Verhaltenssysteme lässt sich bildlich sehr gut als Wippe darstellen.

Bindungs-Explorations-Balance

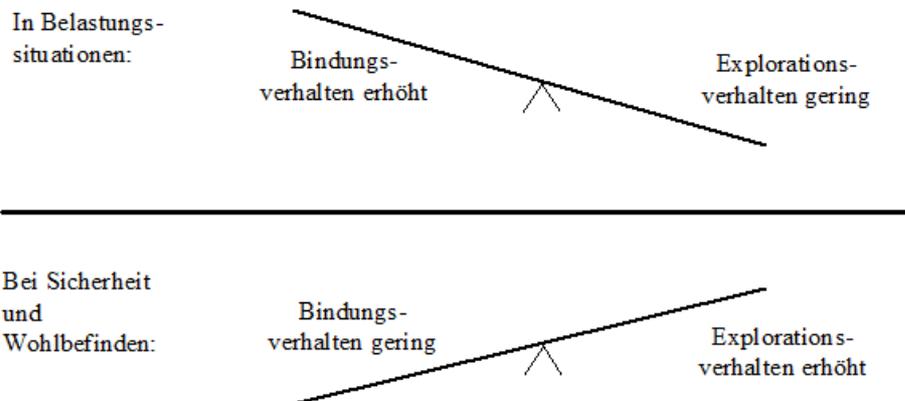


Abbildung 1: Bindungs- Explorations-Balance

Quelle: <http://www.inklusion-online.net/images/fischer1.png>

2.2.5 Innere Arbeitsmodelle

John Bowlby begründet den Begriff der inneren Arbeitsmodelle und beschreibt diese 1973 als individuelle und unbewusste mentale Repräsentationen des Selbst, der Anderen und der Welt. „Mithilfe dieser Modelle wird das Individuum in die Lage versetzt, aktuelle Ereignisse wahrzunehmen, künftige Ereignisse vorherzusehen und Pläne zu konstruieren. Arbeitsmodelle sollen dem Individuum vor allem die Orientierung in der Welt ermöglichen.“ (Hédervári-Heller, 2011, S. 59)

Durch die Erfahrungen, die das Kind mit seinen Bezugspersonen macht, bildet es ein inneres Arbeitsmodell, welches im Gedächtnis gespeichert wird. Das innere Arbeitsmodell bildet sich aus den unterschiedlichen Bindungserfahrungen und wird durch neue Erfahrungen bestätigt oder verändert. Innere Arbeitsmodelle speichern den Umgang mit negativen Emotionen. Dabei geht es vor allem um Stressreduktion und Sicherheit und darum, wie das Kind seine emotionale Sicherheit wiederfindet. Mit der Zeit beinhalten innere Arbeitsmodelle das gespeicherte Wissen über Bindungserfahrungen sowie Erwartungen und Vorstellungen hinsichtlich der Reaktionen der Bindungspersonen.

„Sie dienen der Interpretation, Planung und Vorhersage von Interaktionen mit ihren Interaktionspartnern.“ (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 60) Somit ist individuell abgespeichert,

inwiefern sich eine Bezugsperson zuverlässig und einfühlsam kümmert und einem in Angst- und Stresssituationen zur Seite steht. Dadurch bildet das Kind ein Selbstwertgefühl aus, denn es erfährt, ob es wertvoll genug ist, dass sich jemand um es kümmert und sich für das Kind einsetzt. Durch die Stressreduktion aufgrund des Wissens um die Zuverlässigkeit der Bezugsperson erlangt das Kind seine innere Sicherheit zurück. Die sichere Bindungsbeziehung führt dazu, dass dem Kind ein Gefühl von Sicherheit vermittelt wird. Sicherheit und Stressreduktion sind somit wichtige Bestandteile der Mutter Kind Bindung. (vgl. Ahnert, 2010, S. 46)

Nach aktuellem Forschungsstand geht man davon aus, dass das Kind ab Ende des ersten Lebensjahres in der Lage ist, auf Arbeitsmodelle mental zuzugreifen und das erwartete Verhalten der Bindungsperson gedanklich zu konstruieren. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 60)

Das Ehepaar Grossmann definierte im Jahre 1993 die sogenannten internalen Arbeitsmodelle als Muster der Emotions- und Verhaltensregulierung, die aus den frühen Bindungserfahrungen entstehen. Internale Arbeitsmodelle steuern einerseits das Bindungsverhalten, also ob und wie man sich in engen Beziehungen verhält, aber auch Verhalten, Kognition und Gefühle in anderen für die Person emotional bedeutsamen Situationen, in denen mit Anderen interagiert wird. (vgl. (Jungmann & Reichenbach, 2009, S. 17)

Häufig lässt sich ein Zusammenhang zwischen dem Arbeitsmodell von Bindungsrepräsentation der Mutter und der Bindungsqualität des Kindes feststellen. Eben dieser Zusammenhang fällt bei Vater und Kind deutlich geringer aus. In der psychologischen Fachliteratur wird die Übertragbarkeit des Bindungsmusters durch die primäre Bezugsperson als Transmission bezeichnet. Wäre allerdings nur das internale Arbeitsmodell für die Weitergabe des Bindungsmusters verantwortlich, hätte zwangsläufig jede unsicher-gebundene Mutter auch unsicher-gebundene Kinder. Zusätzlich zur Transmission spielt aber auch die Reflexionsfähigkeit der Mutter über die eigenen Bindungserfahrungen und die schon erläuterte Feinfühligkeit und Empathie der Mutter gegenüber ihrem Kind eine bedeutende Rolle. Die transgenerationale Transmission kann somit unterbrochen werden, wenn die Mutter gelernt hat, ihre eigenen Erfahrungen realistisch zu repräsentieren und zu reflektieren und somit angemessen auf die Bedürfnisse ihres Kindes eingehen kann. (vgl. Jungmann & Reichenbach, 2009, S. 35)

3. Die Eltern-Kind-Bindung

3.1 Bindungsentwicklung

Wann die Entwicklung der Bindung beginnt, darüber sind sich die Forscher noch immer nicht ganz einig.

Die eine Seite geht davon aus, dass sich das Kind nicht schon vor der Geburt oder mit der Geburt an seine Eltern bindet. Die These lautet, eine Bindung bestehe nicht bereits seit der Geburt, sie entwickle sich erst schrittweise im Laufe des ersten Lebensjahres. (vgl. K. Grossmann & Grossmann, 2004, S. 69) Die betreffenden Forscher sind der Meinung, dass der Säugling in einer derartig frühen Phase seiner Entwicklung seine Eltern nicht als seine Bezugspersonen kennt, auch wenn er sie gerade nicht sieht und diese auch nicht von anderen Personen unterscheiden kann. Da das Kind diese kognitiven Voraussetzungen im Laufe der ersten Lebensmonate ausbildet, wird davon ausgegangen, dass sich auch die Bindung an die Bezugspersonen über die Zeit hinweg entwickelt und Schritt für Schritt manifestiert. Hierbei beziehen sie sich auf die fehlende Objektpermanenz. (vgl. Schneider, 2015, S. 24) Diese Sichtweise gilt mittlerweile aber als veraltet und missachtet die neuesten Forschungserkenntnisse.

Die entgegengesetzte Richtung, welche die moderne Sichtweise vertritt, schreibt dem Kind bereits vor der Geburt weitaus größere Kompetenzen zu. Sie vertritt die These, dass Bindung bereits im Mutterleib beginne, die erste Bindung des Menschen über Plazenta und Nabelschnur bestehe und die erste Trennung des Lebens die Geburt darstelle.

Die Mutter-Kind-Beziehung wird in der Literatur oft „als geschlossenes, dyadisches System betrachtet, in dem beide Partner ihr Verhalten in wechselseitiger Synchronisation aufeinander abstimmen.“ (Schmidt-Denter, 1995, S. 30)

Man ist sich mittlerweile sehr sicher, dass das ungeborene Kind im Mutterleib die Stimmen, aber auch die Stimmungen seiner Eltern mitbekommt. Durch Untersuchungen von Stresshormonen wie Cortisol im fötalem Nabelschnurblut lässt sich die Wechselwirkung zwischen mütterlichem Verhalten und den Reaktionen des Ungeborenen leicht nachweisen. Entspanntheit, Freude und Zuwendung der Mutter durch Sprechen, Singen und Streicheln des kindlichen Körpers in ihrem Bauch beruhigen den Fötus und führen bei ihm zu freudiger Erregung. Mütterliche Belastungen, Ängste und mangelnde Zuwendung und Aufmerksamkeit

erzeugen bei ihm dagegen Unruhe und eine Erhöhung seiner Stresshormone. (vgl. Schneider, 2015, S. 25)

Stress während der Schwangerschaft stellt daher einen wesentlichen Risikofaktor für spätere Depressionen oder andere Krankheiten dar. (vgl. Neubauer, 2013)

Der Bindungsprozess ist ein biologischer Prozess, der bei Kindern zwangsläufig und automatisiert abläuft. Der Aufbau einer Bindung zu einer Bezugsperson ist für den Säugling, wie für andere Säugetiere auch, überlebensnotwendig. Dieses Instinktverhalten sorgt beispielsweise auch dafür, dass sich junge Affenkinder an ihre Mütter klammern, Fohlen dicht bei ihrer Mutterstute bleiben und sie nicht aus den Augen lassen und Jungtiere in ihrer Herde bleiben.

In der Regel bindet sich das Kind an diejenige Bezugsperson, die am feinfühligsten mit ihm umgeht, das heißt seine Signale am sensibelsten wahrnimmt, korrekt interpretiert und prompt sowie angemessen darauf reagiert. Die Hauptbindungsperson muss nicht zwangsläufig die Mutter oder der Vater sein. Wichtig ist ebenfalls, dass Kinder zu verschiedenen Bindungspersonen unterschiedliche Bindungsmuster entwickeln. Somit können unsichere Bindungen ausgeglichen werden und Kinder können durch korrigierende Bindungserfahrungen ihr manifestiertes Bindungsmuster entkräften. (vgl. Anderssen-Reuster & Mora, 2015, S. 55)

Nach Bowlby und Ainsworth durchläuft ein Kind beim Aufbau einer Bindung zu einer Bindungsperson entwicklungspsychologisch gesehen vier Phasen. Die ersten beiden Lebensmonate bilden die Phase der unspezifischen sozialen Reaktionen. Die Reaktionen des Neugeborenen sind hier noch nicht an bestimmte Bezugspersonen gebunden. Im Laufe der nächsten vier Lebensmonate reagiert der Säugling zielgerichteter auf nahestehende Personen. Freude und Trost werden zielorientierter mit bevorzugten Personen, meist Mutter und Vater, verknüpft. Die dritte Phase wird von der nun bereits gewonnenen und erlernten Aktivität des Kleinkindes bestimmt. Beispielsweise kann Nähe durch erste Fortbewegungen schon selbstständiger eingefordert werden. Es folgt zunehmendes sprachliches Verständnis und somit steigert sich die Interaktion und Kommunikation bezüglich Wünschen, Zielen und Plänen der Bezugsperson und des Kindes. Nach der engen Phase der Bindung folgt auch die der Autonomie und Loslösung und das Verständnis der Eigenständigkeit und Existenz einer eigenen Persönlichkeit. (vgl. Grossmann & Grossmann, 2004, S. 74)

Jedes Kind entwickelt also irgendeine Art von Bindung. Es zeigen sich aber individuelle

Unterschiede in der Bindungssicherheit, die von den jeweiligen Interaktionserfahrungen abhängig sind. Das Grundbedürfnis nach Nähe und Bindung besteht allerdings ein Leben lang. Demnach ist die Bindungsqualität, die sich in den ersten Lebensjahren ausbildet und manifestiert, kein Fixum, sondern ein Kontinuum, welches sich durch neue, andere Erfahrungen in anderen Beziehungen über das gesamte Leben hinweg jederzeit in unterschiedliche Richtungen verändern kann. (vgl. Brisch, 2015, S. 34)

3.2 Bindungsverhalten und Bindungsqualität

Bindungsverhalten ist ein zentraler Begriff der Bindungstheorie. Dies bedeutet, dass Kinder in bestimmten Situationen, in denen sie Angst, Stress oder Kummer empfinden, ein Verhalten zeigen, in dem sie Nähe zur Mutter sicherstellen wollen. Im Normalfall reagiert die Mutter in dieser Situation mit Fürsorgeverhalten feinfühlig auf die Signale ihres Kindes, wodurch es wieder beruhigt wird.

John Bowlby versteht unter Bindungsverhalten jegliches Verhalten, „das darauf ausgerichtet ist, die Nähe eines vermeintlich kompetenteren Menschen zu suchen oder zu bewahren, ein Verhalten, das bei Angst, Müdigkeit, Erkrankung und entsprechendem Zuwendungs- oder Versorgungsbedürfnis am deutlichsten wird. Wenn wir uns auf eine sensible Bindungsfigur verlassen können, fühlen wir uns geborgen und möchten diese Beziehung nicht missen.“ (Bowlby u. a., 2008, S. 21)

Mary Ainsworth konstruierte mit dem Fremde-Situations-Test ein standardisiertes Beobachtungsverfahren, welches individuelle Unterschiede in der Qualität der Bindung zwischen einem zwölf oder achtzehn Monate alten Kind zu seiner Mutter, seinem Vater oder zu einer anderen Bezugsperson untersucht.

Die untersuchte Situation basiert auf acht aufeinanderfolgenden jeweils dreiminütigen Episoden, die zwei kurze Trennungen von der Mutter beinhalten. Der Test findet in einem präparierten Untersuchungsraum und somit in einer für das Kind fremden Umgebung statt. Der Versuchsleiter begrüßt das Kind und seine Bezugsperson, die in den meisten Fällen durch die Mutter abgebildet wird, und bringt beide in den Untersuchungsraum, in dem sich zwei Stühle, mehrere (versteckte) Kameras und etwas Spielzeug befinden. Der Versuchsleiter verlässt den Raum, Mutter und Kind verbleiben dort, worauf das Kind in der Regel zu explorieren beginnt. Nach drei Minuten betritt eine fremde Person den Raum, setzt sich zunächst wortlos auf einen Stuhl, unterhält sich kurz darauf für einen Augenblick mit der Mutter und versucht dann auch Kontakt zu dem Kind aufzunehmen. Nun verlässt die Mutter

unauffällig den Raum für eine Zeitspanne von drei Minuten. Weint das Kind sehr exzessiv wird diese Phase verkürzt. Nachdem die Mutter zurückgekehrt ist, verlässt die fremde Person den Raum. Nach abermals drei Minuten verlässt die Mutter erneut den Raum und lässt das Kind alleine. Kurz darauf betritt die fremde Person den Raum und bietet dem Kind an es zu trösten oder mit ihm zu spielen. Schließlich kommt die Mutter zurück und die fremde Person geht aus dem Raum. (vgl. Dornes, 2000, S. 50, Ainsworth, o. J.)

Durch den fremden Raum, die kurze Anwesenheit der fremden Person und die zweimalige Trennung von der Mutter gerät das Kind zunehmend unter Stress, wodurch sein Bindungsverhaltenssystem aktiviert wird. Durch den künstlich erzeugten Stress wird das bindungssuchende Verhalten und das spezifische Bindungssystem des Kindes aktiviert. Im Laufe des Experimentes können so Informationen über die Bindungsorganisation der Kinder und somit über die verschiedenen Bindungsmuster und die Anpassungsstrategien von jungen Kindern gewonnen werden. (vgl. Hédevári-Heller, 2011, S. 63 f.) Für die Testauswertungen und die daraus resultierenden Forschungsergebnisse ist insbesondere die Reaktion des Kindes auf die Wiederkehr der Mutter während des Testablaufes ein entscheidender Indikator für die Bindungsqualität. (vgl. Dornes, 2000, S. 50)

Die Existenz von vier verschiedenen Bindungsqualitäten oder auch Bindungsmustern lässt sich als „Ergebnis der affektiv getönten Erfahrungen des Kindes mit seiner Versorgung durch seine frühen Bezugspersonen“ (Julius u. a., 2009, S. 40) begründen und somit rekonstruieren.

Die „Fremde Situation“, in der die Kinder insbesondere nach zweimaligem kurzfristigem Trennungsschmerz auf ihre Bindungsqualität hin genau beobachtet und analysiert werden, hat in Unterstützung zu den Ausführungen von John Bowlby weitreichende Erkenntnisse für den Forschungsstand in der Bindungstheorie geliefert.

Sie lässt allerdings die mindestens genauso wichtige aber deutlich aufwendiger zu beobachtende Dokumentation der Entstehung unterschiedlicher Bindungsqualitäten unbeantwortet. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 21)

3.2.1 Bindungsmuster

Unsicher-vermeidend (A)

Unsicher-vermeidend gebundene Kinder lassen sich dadurch charakterisieren, dass sie Nähe und Kontakt zu der Bindungsperson weitestgehend vermeiden und ihre Gefühle nicht offen

ausdrücken. Während der provozierten Trennung im Testablauf von Mary Ainsworth weinen die Kinder bei der Trennung von ihrer Bezugsperson nicht oder nur kaum und zeigen vermehrtes Interesse an der fremden Person als an der Mutter. Sie sind selbstständig und stark auf sich selbst fixiert, da sie gelernt haben belastende Situationen aus eigener Kraft zu bewältigen. Diese Kinder vermeiden aus Angst vor einer (erneuten) Enttäuschung, ihre Bindungswünsche offen zu zeigen, obwohl ihr Bindungsverhalten aktiviert ist. Dies konnte anhand von Messungen des Cortisolwertes festgestellt werden. (vgl. Julius u. a., 2009, S. 40)

Bindungsunsichere Kinder können nicht auf Bindungspersonen zurückgreifen, die ihnen als sichere Basis dienen und sie dabei unterstützen, ihre Gefühle zu regulieren. Somit müssen sie Kompromisse finden, sich selbst zu organisieren und Krisen selbstständig bewältigen. Das führt dazu, dass diese Kinder gelernt haben: Wenn ich mein „wahres Selbst“ zeige, dann führt das zur Ablehnung seitens der Bindungsperson, deshalb konstruiere ich ein „falsches Selbst“.

Die Bindungspersonen von Kindern, die unsicher-vermeidend gebunden sind, verhalten sich wenig feinfühlig gegenüber den Bedürfnissen und Signalen des Kindes. Sie weisen Kontaktversuche des Kindes oft zurück und überlassen das Kind sich selbst. Es kommt auch vor, dass sie sich übergriffig verhalten und die Nähe zum Kind erzwingen. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 66)

Sicher-gebunden (B)

Bindungssichere Kinder drücken ihre Gefühle offen aus, zeigen somit ein offenes Bindungsverhalten. Die Kinder zeigen sowohl deutlich ihre Frustration bei der Trennung von, als auch die Erleichterung und Freude bei Rückkehr der Bezugsperson. Die Reaktion muss jedoch nicht immer mit Weinen einhergehen. Oft hören sicher-gebundene Kinder während der Trennung auf zu explorieren. Der fremden Person gegenüber sind sie eher zurückhaltend und zeigen eine deutliche Präferenz für ihre Bezugsperson. Bei Rückkehr dieser finden die Kinder rasch ihr inneres Gleichgewicht und erholen sich so binnen weniger Minuten von der Stresssituation körperlich und psychisch.

Die Bindungsperson fungiert hier als sichere Basis bzw. sicherer Hafen. Auf Grundlage dieser Basis können diese Kinder vertrauensvoll ihrer Neugier nachgehen, ihre Umwelt entdecken und explorieren. (vgl. Julius u. a., 2009, S. 40) Die Kinder können aus vorangegangenen Situationen, in denen ihnen die Bindungspersonen mit einem hohen Maß an Feinfühligkeit begegnet sind, ableiten, dass sie sich auf ihre Bezugsperson verlassen können. Innere

Sicherheit und Vertrauen sind aufgrund gemachter Erfahrungen als innere Arbeitsmodelle abgespeichert. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 65)

Bei sicher gebundenen Kleinkindern, die während der Trennungsphase in der fremden Situation weinen und nach ihren Müttern rufen, konnte im Gegensatz zu unsicher gebundenen Kindern kein Anstieg des Stresshormons Cortisol festgestellt werden. Dies wird damit begründet, dass diese Kinder bereits den Erfolg ihres Weinens und Rufens kennen und sich sicher sind, dass sie von ihrer Bezugsperson getröstet werden. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 25 f.)

Dadurch, dass sicher gebundene Kinder ihre ängstlichen und bedürftigen Gefühle deutlich zeigen, vermitteln sie ihren Gefühlsstatus und können somit von ihren Mitmenschen gut verstanden werden.

Unsicher-ambivalent (C)

Kinder mit unsicher ambivalenter Bindungsorganisation verhalten sich in Stresssituationen widersprüchlich. Einerseits suchen sie den Kontakt zur Bindungsperson und zeigen den Wunsch nach Nähe, andererseits wehren sie sich gegen den Kontakt und reagieren selbst mit Zurückweisung. Auf das Angebot zur Beruhigung reagieren die Kinder kaum bzw. gar nicht, wirken insgesamt oft verärgert. Manche Kinder dieses Bindungstyps verhalten sich allerdings auch passiv und wirken regelrecht depressiv. Andere wiederum fallen durch starkes und übermäßiges Weinen und Klammern auf, da sie immer darum kämpfen, die mütterliche Aufmerksamkeit und Unterstützung zu erhalten. (vgl. Julius u. a., 2009, S. 41)

Die Bindungspersonen verhalten sich gegenüber den Kindern ebenfalls ambivalent. An manchen Tagen oder in manchen Situationen gehen sie auf das Kind ein und zeigen Feinfühligkeit gegenüber den Bedürfnissen und Signalen des Kindes, mal reagieren sie aber auch regelrecht abweisend und verwehren jeglichen Kontakt. (Hédervári-Heller, 2011, S. 67)

Der ständige Wechsel von zugewandtem und abweisendem Verhalten führt dazu, dass das Bindungssystem des Kindes ständig hochgefahren und aktiviert wird. Das Explorationssystem ist dadurch zurückgefahren bzw. gehemmt. Diese Kinder haben meist keine Chance, ihrer Neugierde auf die Welt nachzugehen, da sie nahezu ständig damit beschäftigt sind, die Verfügbarkeit ihrer Bindungsperson zu sichern. (vgl. Julius u. a., 2009, S. 41) Das unsicher-ambivalent gebundene Kind bleibt somit oft in einer gewissen erwartungsvollen Erregung stecken, ohne späteren Spannungsabbau durch eine befriedigende Nähe oder beruhigende

Sicherheit zu erleben. Eine unsichere Bindung macht das Gehirn empfindlich für die schädlichen Auswirkungen starken Stresses.

„Bei Kindern, die mit 18 Monaten als unsicher gebunden eingestuft werden, spiegelt bereits im Alter von zwei Monaten die lautliche Äußerung von Stress (d.h. Schreien) weniger zuverlässig die interne Cortisolantwort wider als bei sicher gebundenen Kindern. Im Falle einer solchen Dissoziation könnte es für die Mutter schwierig sein, die Stressreaktivität des Kindes zu erkennen und durch adäquates Verhalten zu dämpfen. Alternativ könnte diese frühe Dissoziation bereits das Ergebnis einer geringen Feinfühligkeit der Mutter während der ersten zwei Lebensmonate sein“ (Gunnar et al., 1996).

Unorganisierter Bindungsstatus (desorganisiert) (D)

Neben den drei organisierten Bindungsmustern deklarierte die Bindungsforschung eine vierte Bindungsqualität, die desorientiert oder desorganisiert unsichere Bindung. Kinder mit einem desorganisierten Bindungsmuster können bei Trennungen von ihren Bezugspersonen auf keine eindeutigen, organisierten Verhaltensstrategien zurückgreifen, um ihr aktiviertes Bindungssystem zu regulieren. (vgl. Hédervári-Heller, 2011, S. 67).

Desorganisiert-unsicher gebundene Kinder zeigen in Trennungsphasen oft ein widersprüchliches oder gar bizarres und verstörendes Verhalten. Sie befinden sich scheinbar in einer Art Schockstarre oder einem Schwebestand zwischen Annäherung und Abstand zur Bezugsperson. Das Kind ist sich nie sicher, ob die Bindungsperson erreichbar und emotional verfügbar ist.

Eine hohe Rate der misshandelten, sexuell missbrauchten oder vernachlässigten Kinder weist dieses Bindungsmuster auf. Die Aktivierung des Bindungssystems dieser Kinder wird von genau der Person ausgelöst bzw. provoziert, von der sie eigentlich erwarten, dass sie in der Rolle als Bezugs- und Bindungsperson das Bindungssystem des Kindes reguliert. (vgl. Julius u. a., 2009, S. 41) Umgekehrt lassen sich auf empirischer Basis aber keine Zusammenhänge bestätigen. Es lässt sich aus einem desorganisierten Bindungsverhalten nicht automatisch auf das Erleben traumatischer Situationen und psychisch belastbaren Erfahrungen schließen. Traumatische Erlebnisse können allerdings auch Generationen zurückliegen und durch mangelnde Bewältigung Auswirkungen auf die eigene Bindung haben. Bei diesem Phänomen spricht man von „second-generation-effect“.

Die Mütter desorganisiert gebundener Kinder können aus den verschiedensten Gründen keine feinfühlig und unterstützende Betreuung des Säuglings oder Kleinkindes leisten und die Interaktionen zwischen Mutter und Kind sind unterkühlt, stark reduziert oder bleiben sogar

nahezu gänzlich aus. Kinder dieses Bindungstyps sind einem erhöhten Risiko ausgesetzt, sich in ihren ersten Lebensjahren seelisch nicht gesund zu entwickeln.

3.2.2 Bindungsstörungen

Die zuvor erwähnte desorganisierte Bindung wird in einigen Literaturquellen bereits als Bindungsstörung klassifiziert. Andere Autoren grenzen die Bindungsstörungen klar von den desorganisierten Bindungsmustern ab.

Klassisch definiert liegt eine Bindungsstörung dann vor, wenn in den ersten fünf Lebensjahren keine Bindungsbeziehung aufgebaut werden konnte und sich auch bei Aufbau neuer Beziehungen Schwierigkeiten bezüglich der Bindung und der sozialen Interaktion einstellen. Die genaue Abgrenzung zu Bindungsunsicherheit und Bindungsdesorganisation gestaltet sich als problematisch und schwierig, da der Bindungsbegriff ein sehr dehnbarer ist und es leider keine standardisierten diagnostischen Verfahren gibt, um die Bindungsstörung zu bestätigen.

Für die Zukunft muss das Ziel sein, valide Methoden zur Einschätzung von Bindungsstörungen zu entwickeln. Ein paradoxes Verhalten lässt sich bei Kleinkindern beobachten, deren Mütter oder Väter Ärger zeigen. Statt davonzulaufen, suchen die Kinder gerade die Nähe der Bezugsperson. Das Bindungsprogramm gebietet dem Kind, bei Angst schutzsuchend zur Bindungsperson zu fliehen, auch wenn sie die Ursache der Angst darstellt.

Viele derartige Widersprüche können zu pathologischen Bindungen führen. Je häufiger das Kind von der Bindungsperson bedroht oder gar aggressiv vertrieben wird, umso aktiver ist sein Bindungsverhaltenssystem, d.h. sein Wunsch nach schützender Nähe, Trost und Fürsorge. Es ist in einem unlösbaren Konflikt gefangen und wird mit hoher Wahrscheinlichkeit eine ungesunde, sein weiteres Leben einengende Angstbindung entwickeln. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 38)

3.2.3 Erklärungsansätze für die Ausprägung verschiedener Bindungsmuster

Mary Ainsworth sprach der elterlichen Feinfühligkeit in Bezug auf die Qualität der Bindung eine besondere Bedeutung zu. Reagiert die Mutter auf die Signale des Kleinkindes prompt und angemessen, so wird das Kind mit aller Wahrscheinlichkeit einen sicheren Bindungsstil

entwickeln. Reagiert die Mutter hingegen eher zurückweisend auf die Bindungsbedürfnisse und Signale des Kindes, wird das Kind eher unsicher-vermeidend gebunden sein. Zeigt die Mutter widersprüchliche, inkonsistente und unvorhersehbare Reaktionen auf das Kind, wird das Kind wahrscheinlich eine unsicher-ambivalente Bindung ausprägen. (vgl. Dornes, 1997, S. 221) In der aktuellen Forschung zeigt sich allerdings auch, dass ebenfalls angeborene Temperamentsunterschiede eine gewisse Rolle bei der Ausprägung der verschiedenen Bindungsstile spielen können. (Spangler & Zimmermann, 1999, S. 170f.)

Eine sichere Bindungsorganisation ist als ein Risikopuffer zu betrachten. So kann eine sichere Bindungsqualität einem Individuum dabei helfen, eine kritische oder belastende Lebenssituation besser zu bewältigen und somit zu verhindern, dass es zu einer Entwicklungsabweichung kommt. Im Umgang mit derartigen Lebenskrisen sind insbesondere ein starkes Selbstwertgefühl und die Fähigkeit, auf die Unterstützung durch Bezugspersonen zurückgreifen zu können, von enormer Bedeutung. (vgl. Jungmann & Reichenbach, 2009, S. 14)

4. Die Persönlichkeit

4.1 Allgemeine Persönlichkeitsentwicklung

Was ist überhaupt unsere Persönlichkeit? Und wie entwickeln wir diese? Laut Definition verstehen wir unter der Persönlichkeit im weitesten Sinne den Charakter einer Person. Dieser wird beschrieben als die „Summe aller Verhaltensweisen und Eigenschaften, die einen Menschen ausmachen und ihn zu einem unverwechselbaren Individuum werden lassen“ (Tenorth & Tippelt, 2012, S. 554). Die individuelle Persönlichkeit ist genau wie der Fingerabdruck einzigartig. Sie lässt uns Menschen uns voneinander abgrenzen und unterscheiden und schafft somit Vielfalt.

Unter Persönlichkeitsentwicklung versteht man „die allmähliche Veränderung der Persönlichkeit über die gesamte Lebensspanne, die als aktiver Aneignungsprozess in unterschiedlichen Entwicklungsphasen verläuft und mit spezifischen Entwicklungsaufgaben verbunden ist.“ (ebd.) Sie bildet sich in Abhängigkeit von der genetischen Ausstattung sowie den Lern- und Beziehungserfahrungen. Jeder Mensch entwickelt individuelle Verhaltens- und Ausdrucksweisen, eigene Stärken und einen persönlichen Stil.

„Ziel der Persönlichkeitsentwicklung ist es, sich dem individuellen Idealzustand einer glücklichen Persönlichkeit soweit wie möglich anzunähern. Der erste Schritt in diese Richtung ist eine kritische Selbsteinschätzung, bei der man sich mit seinen eigenen Schwächen auseinandersetzt und seine Lebensziele klar definiert. Die Persönlichkeitsentwicklung ist ein kontinuierlicher Prozess, in dessen Verlauf Selbstbewusstsein und Souveränität gestärkt werden. Diese wirken sich unmittelbar auf die individuelle Ausstrahlung und das Kommunikationsverhalten aus. Zudem fördern sie Flexibilität und Unabhängigkeit sowie eine bessere Bewältigung von Krisen und Problemen.“ (Saar, o. J.)

Der Verlauf der individuellen Persönlichkeitsentwicklung hängt von der „Dynamik des Zusammenwirkens personinterner und externer Entwicklungsbedingungen“ (Tenorth & Tippelt, 2012, S. 554) ab. Die Faktoren, welche die Persönlichkeitsentwicklung beeinflussen, lassen sich grob in innere und äußere Faktoren aufteilen. Zu den inneren Faktoren gehören z.B. das Erbgut, also die Gene, das Temperament und physiologische Prozesse, Eigenschaften, Einstellungen, Vorurteile, Werte, Motive, Interessen, Ängste, Wahrnehmungs- und Verhaltenstendenzen, Erwartungen, Geschlechtsidentität, Selbstkonzept, Selbstwertgefühle usw.. Die äußeren Faktoren werden dargestellt von der Lebenswelt und dem sozialen Kontext der jeweiligen Person. Sie umfassen Einflüsse der natürlichen Umwelt, der Familie als primäre Sozialisationsinstanz, der Gleichaltrigengruppe, der Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. (vgl. Textor, 1991) „Innere und äußere Variablen beeinflussen zumeist nur dann die Persönlichkeitsentwicklung, wenn sie wahrgenommen und innerlich, bewusst oder unbewusst, verarbeitet wurden.“ (ebd.)

Die Ausprägung des Temperaments, das von Anfang an in einem gewissen Maße Einfluss auf die Persönlichkeit nimmt, ist biologisch vorgegeben und findet seinen Ursprung bereits pränatal in den Genen. Die Interaktion mit der Umwelt, die eine erhebliche Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung spielt, wird vom Erziehungsverhalten, den Lebensereignissen und Umweltbedingungen und von der sozialen Unterstützung beeinflusst. Da viele verschiedene Faktoren in die Ausbildung der Persönlichkeit einfließen und diese beeinflussen, gibt es eine enorme Vielfalt an verschiedenen Persönlichkeitsstilen und somit einen großen Normalbereich.

Der Prozess der Persönlichkeitsentwicklung ist ein wohl nie abgeschlossener Prozess. Es gibt unterschiedliche Persönlichkeitstheorien, die sich in ihren Auffassungen und Erklärungsansätzen doch sehr deutlich voneinander abgrenzen. Während man früher davon ausgegangen ist, dass die Persönlichkeitsentwicklung nach dem dritten Lebensjahr weitgehend ausgeprägt und abgeschlossen ist, weiß man heute, dass dieser Prozess ein Leben

lang andauert. Auch im Erwachsenen- und Seniorenalter können noch sehr starke Persönlichkeitsveränderungen auftreten. (vgl. Textor, 1991)

Es stimmt aber, dass das Kind im Laufe des ersten Lebensjahres elementare Fähigkeiten im Bereich der Wahrnehmung, Kommunikation, Motorik und Sozialkompetenz in einer Komplexität und Fülle erwirbt, wie in keinem anderen Lebensjahr. Sämtliche weitere Entwicklungsschritte, die alle Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung haben, bauen auf diesen frühkindlich erworbenen Fähigkeiten auf.

Ein Sprichwort besagt, dass jeder Mensch seines Glückes Schmied sei. Die eigene Persönlichkeit wird zwar von äußeren Faktoren beeinflusst, besteht aber zu einem erheblichen Teil aus inneren Faktoren bzw. Prozessen. Über die Selbstwahrnehmung, das Selbstkonzept und die Selbstreflexion kreiert der Mensch sein eigenes individuelles Selbstbild und knüpft daran Wünsche, Hoffnungen, Selbstverwirklichung, Individualisierung und treibt somit die eigene Persönlichkeitsentwicklung voran. (vgl. Textor, 1991)

Eine eigene Persönlichkeit zu entwickeln hat das Ziel, die großen und kleinen Krisen des Lebens zu meistern, stabil zu überstehen und daraus neue Kraft zu schöpfen. Dafür bedarf es einer guten Selbstkenntnis über die eigene Balance und eines hohen Maßes an Selbstreflexion. Für das Erlangen dieser Kompetenzen ist die Emotionsregulation durch die Bezugspersonen von erheblicher Bedeutung.

4.2 Die sozial-emotionale Persönlichkeitsentwicklung

Im Gegensatz zum ehemals verbreiteten Bild eines zunächst egoistischen und auf sich zentrierten Säuglings betrachtet die gegenwärtige entwicklungspsychologische Forschung den Menschen von Geburt an als soziales Wesen. (vgl. Schmidt-Denter, 1995, S. 17) Das Neugeborene kommt zwar hilflos auf die Welt, ist aber bereits sehr gut auf die soziale Welt vorbereitet und kann sich insofern orientieren, dass es sein Verhalten auf die Herstellung von Nähe und Sozialkontakt lenkt. (vgl. Suess & Burat-Hiemer, 2009, S. 20)

Die emotionale und soziale Entwicklung eines Kindes sind auf vielfältige Weise miteinander verbunden. Das zeigt sich vor allem in der Kommunikation mit und der Bindung zu anderen Menschen. Verschiedene emotionale Fertigkeiten sind eine notwendige Voraussetzung für die Entwicklung eines angemessenen Sozialverhaltens. Dazu zählen Einfühlungsvermögen, Anpassungsfähigkeit und Emotionsverständnis.

In zahlreichen Studien fand man einen Zusammenhang zwischen emotionalen Fertigkeiten und einer höheren sozialen Kompetenz sowie einem höheren sozialen Status und somit einer besseren Akzeptanz in der Peergroup. Und auch umgekehrt weisen Kinder mit einem gestörten bzw. unangemessenem Sozialverhalten meist einen Mangel an emotionalen Fertigkeiten und ein fehlendes Emotionsverständnis sowie eine fehlende Emotionsregulation auf. (vgl. Petermann & Wiedebusch, 2008, S. 23) Sie können sowohl die Gefühle anderer nicht oder nur schwer interpretieren als auch ihre eigenen Emotionen nicht wahrnehmen und angemessen steuern. Sie verhalten sich daher wenig empathisch und fallen oft durch aggressives Verhalten auf. (vgl. ebd.)

Ist ein Kind emotional kompetent, kann es einfacher Kontakte knüpfen, verlässlichere Beziehungen aufbauen und diese länger aufrechterhalten. Wenn ein Kind mit seinen Gefühlen umzugehen weiß, anderen gegenüber freundlich und aufgeschlossen ist, stehen ihm andere Kinder offener gegenüber. Ein Kind hingegen, welches sich häufig zurückzieht, weil es nicht gelernt hat, die eigenen Gefühle zu regulieren und die Gefühle anderer zu deuten, wird sich selbst oft einsam und unverstanden fühlen.

Bei den Risikofaktoren, die zu Störungen der emotionalen Entwicklung führen können, unterscheidet man Vulnerabilitätsfaktoren des Kindes von familiären Risikofaktoren, denen das Kind ausgesetzt ist. Primäre Vulnerabilitätsfaktoren bestehen von Geburt an z.B. in Form von genetischen Dispositionen, Behinderungen oder chronischen Krankheiten. (vgl. Jungmann & Reichenbach, 2009, S. 9) Neben temperamentbedingten Einschränkungen, Entwicklungsstörungen wie z.B. Autismus oder Entwicklungsretardierungen z.B. beim Down-Syndrom, werden auch internalisierende und externalisierende Verhaltensstörungen als Risiko eingestuft. Die sekundäre Vulnerabilität entsteht erst in der Interaktion des Kindes mit seiner Umwelt. Negatives Pflegeverhalten der Bezugsperson kann durch Belastungen dieser beispielsweise durch Depressionen, durch erschwerte Interaktion zwischen Kind und Mutter aber auch aus ungünstigen Umweltbedingungen wie Armut und mangelnder sozialer Unterstützung hervorgehen. (vgl. ebd.)

Kinder mit diesen Risikofaktoren haben oft nicht die Bereitschaft, auf die Kommunikationssignale anderer Menschen einzugehen oder können diese selbst nicht zum Ausdruck bringen. Sie zeigen sich in emotional geprägten Situationen häufig physiologisch erregt und können ihre Gefühlszustände meist nur unzureichend oder gar nicht regulieren. (vgl. Petermann & Wiedebusch, 2008, S. 109)

Zu den elternbezogenen Risikofaktoren gehören psychische Störungen und Krankheiten, vernachlässigendes oder misshandelndes Verhalten gegenüber dem Kind. Ein fehlendes, mangelhaftes oder unangemessenes Interaktionsverhalten stellt den Störfaktor dar und wird häufig bei depressiven Müttern und im extremsten Fall bei vernachlässigendem oder misshandelndem Verhalten beobachtet. Diese Eltern sind nicht in der Lage, feinfühlig auf die kindlichen Bedürfnisse einzugehen, zeigen ihren Kindern gegenüber häufig negative Gefühle und unterstützen sie nur selten oder nicht angemessen bei der Emotionsregulation. In diesen Familien herrscht generell kein angemessener Umgang mit Emotionen und Gespräche und Gefühle bleiben aus. (vgl. ebd.)

Emotionale Kompetenz stärkt die Persönlichkeit. Kinder, die gelernt haben, mit schwierigen Situationen und den daraus entstehenden Emotionen umzugehen, fühlen sich gestärkt. Dies zeigt, dass sie Lösungsstrategien nicht nur erworben haben, sondern sie auch anwenden können. Außerdem kennen Kinder mit einer hohen emotionalen Kompetenz Möglichkeiten, negative Emotionen auszugleichen und sind im Umgang mit anderen Lebewesen einfühlsamer. Durch diese Eigenschaften fällt es ihnen leichter, Freundschaften einzugehen und zu pflegen, was ihr eigenes Wohlbefinden beeinflusst.

Des Weiteren haben emotional kompetente Kinder ein größeres Selbstvertrauen, was sich wiederum positiv auf ihre Beziehungen auswirkt. Eine hohe emotionale Kompetenz stärkt und fördert und hilft Risiken zu minimieren. Es ist belegt, dass selbstbewusste und ausgeglichene Kinder/ Erwachsene seltener verhaltensauffällig und weniger anfällig für Suchtkrankheiten sind. Das liegt vor allem daran, dass sie gelernt haben, Emotionen zu verstehen und Kompensationsmöglichkeiten kennen, die verhindern, negativen Emotionen mit Drogen oder Gewalt entgegenzuwirken.

Die verschiedenen Bereiche der emotionalen Entwicklung hängen zum einen mit weiteren Entwicklungsbereichen, insbesondere der kognitiven, sprachlichen und sozialen Entwicklung zusammen. Andererseits spielen genetisch bedingte Temperamentsunterschiede, vor allem die Emotionalität des Kindes, sowie vielfältige Sozialisationsbedingungen z.B. das familiäre Umfeld als primäre Sozialisationsinstanz aber auch Erfahrungen mit Peers und schulische Einflüsse eine entscheidende Rolle in der Frage: Wie lernen Kinder den Umgang mit Emotionen?

Besonders die Fähigkeit zur Emotionsregulation hängt eng mit den sozialen Beziehungen außerhalb und innerhalb der Familie zusammen. Gerade im Hinblick auf unangenehme

Gefühle wie Wut, Traurigkeit und Enttäuschung stellt das Repertoire an Regulationsstrategien eine wichtige Ressource im Umgang mit belastenden Situationen und Konflikten dar.

Kinder, die ihre Aufmerksamkeit nicht fokussieren können oder häufig mit Ärger und Argwohn reagieren, haben Defizite in der Interpretation sozialer Situationen, z.B. indem sie anderen feindselige Absichten unterstellen. Deshalb neigen sie zu aggressivem und sozial unsicherem Verhalten und zeigen weniger prosoziale Verhaltensweisen sowie eine geringere Empathie. Daraus folgend sind sie bei Gleichaltrigen eher unbeliebt und auf diese Weise in ihrer sozialen Entwicklung beeinträchtigt.

Kinder, die dagegen konstruktive Bewältigungsstrategien anwenden, ihr Verhalten flexibel an neue Situationen anpassen können und aufgrund guter Emotionsregulation und geringer Erregbarkeit wenig negative Emotionen äußern, sind bei Gleichaltrigen beliebter und gelten auch bei Lehrern als prosozialer, kooperativer und sozial kompetenter. „Liebevoller, unterstützende emotionale Beziehungen bilden die ausschlaggebende und früheste Grundlage für die intellektuelle und soziale Entwicklung.“ (Brazelton & Greenspan, 2002, S. 32)

Die frühe Kindheit gilt als sensible Periode, in der traumatische Erfahrungen und Deprivationen dauerhafte Auswirkungen nach sich ziehen. Die Thesen von Spitz und Bowlby über die Gefährdung der kognitiven, sozialen und personalen Entwicklung durch Hospitalismus und andere Trennungen von der Mutter bzw. der primären Bezugsperson bestätigen dies. (vgl. Montada in: Oerter & Montada, 2008, S. 30)

4.3 Persönlichkeitsstörungen

Eine Persönlichkeitsstörung ist ein tiefgreifendes auffälliges Verhaltensmuster und erstreckt sich über mehrere Bereiche. Das Gefühl- und Gemütsleben, welches sowohl die Stimmung und Emotion als auch die eigene Motivation einschließt, die Impulskontrolle, das Wahrnehmen, das Denken und die Beziehung zu anderen sind betroffen. Eine Persönlichkeitsstörung hat ihren Ursprung sehr häufig bereits in der frühen Kindheit und führt für die betreffende Person fast immer zu Einschränkungen der beruflichen und sozialen Leistungsfähigkeit. (vgl. Tenorth & Tippelt, 2012, S. 555)

Ein Anteil von etwa acht Prozent der deutschen Bevölkerung leidet unter einer Persönlichkeitsstörung, welcher sich gleichermaßen auf Frauen und Männer abbildet.

Persönlichkeitsstörungen beeinträchtigen die Lebensqualität der Betroffenen mehr oder

minder massiv, führen zu subjektivem Leid und zu häufigen Konflikten mit der Umwelt.

Schuld daran sind von der Norm abweichende und oder unangepasste Verhaltens- oder Erlebensweisen, die den Betroffenen in seiner Zufriedenheit einschränken, ihn am Erreichen persönlicher Ziele hindern und Probleme mit anderen Menschen und der Gesellschaft verursachen.

Persönlichkeitsstörungen sind vielfältig, aber doch klassifizierbar und können grob in drei Hauptgruppen unterteilt werden. Zum einen gibt es die paranoiden und schizoiden Persönlichkeitsstörungen. Die zweite Gruppe schließt die histrionische, narzisstische, dissoziale und die Borderline-Persönlichkeit ein, welche durch dramatische, emotionale und launische Persönlichkeitsmerkmale auffällt. Des Weiteren gibt es noch die Gruppe der Persönlichkeitsstörungen, die als Angststörungen bezeichnet werden und selbstunsichere, abhängige und zwanghafte Persönlichkeitsstörungen inkludieren. (vgl. Allroggen, 2014)

Einige Risikofaktoren für seelische Beeinträchtigungen stellt der familiäre Kontext. Die Störung der Mutter-Kind-Interaktion und der Mutter-Kind-Bindung als Resultat geringer elterlicher Feinfühligkeit und wenig intuitivem elterlichem Verhalten birgt ein Risiko für Persönlichkeitsstörungen. Während Geborgenheit und Fürsorge von den Eltern eine Schutzfunktion vor Störungen der Persönlichkeit darstellen, können Trennungs- und Verlusterfahrungen, Vernachlässigung, Gewalt, körperliche, sexuelle und psychische Misshandlungen die Persönlichkeitsentwicklung stark belasten. Vor allem Gewalt und Vernachlässigungen können zu Veränderungen bestimmter Gehirnstrukturen führen und somit einen dauerhaften Einfluss auf das Erleben von Gefühlen und den Umgang mit anderen Menschen nach sich ziehen.

Des Weiteren sind Kinder stark risikobelastet, die unmittelbar mit Arbeitslosigkeit und Armut bzw. Armutsrisiko konfrontiert sind. Auch Kinder Alleinerziehender oder jugendlicher Eltern und insbesondere Kinder psychisch kranker Eltern weisen ein erhöhtes Risikopotential auf. (Hédervári-Heller, 2011, S. 21)

Aber nicht alle Kinder, die unter ungünstigen psychosozialen Bedingungen und vielfältigen Belastungen aufwachsen, entwickeln eine psychische Störung. Im Zuge der Resilienzforschung hat man neben den Risikofaktoren auch Schutzfaktoren identifizieren können, die an der Entwicklung und dem Erhalt seelischer und körperlicher Gesundheit maßgeblich beteiligt sind. Einer dieser Schutzfaktoren ist die Ausbildung einer stabilen Bindung.

5. Der Einfluss von Bindung

5.1 Der Einfluss von Bindung auf die Persönlichkeitsentwicklung

Es stellt sich die Frage, wie die Bindung und die Bindungsqualität mit der Entwicklung der Persönlichkeit und der späteren Organisation der Persönlichkeit zusammenhängen.

Dem amerikanischen Forscher Alan Sroufe gelang es mit einer großangelegten Studie, der Minnesota Längsschnittstudie, die Grundlage zur Förderung gesunder Persönlichkeitsentwicklung zu liefern. In der Studie wurden Eltern und ihre Kinder von der Geburt an bis ins Erwachsenenalter begleitet und untersucht. Die Ergebnisse und Auswertungen werden in dem Buch „The Development of the Person“ beschrieben.

Die Minnesota Studie beschäftigte sich aber nicht ausschließlich mit dem Wunschziel einer normalen Entwicklung, sondern fokussierte das Identifizieren von Regeln und Gegebenheiten, die sowohl psychopathologische als auch normale Entwicklung begründen und schuf generelle Theorien zur Kindesentwicklung. Durch die Begleitung von Kindern aus Hoch-Risiko-Gruppen konnte ebenfalls Aufschluss über die Entwicklung von Resilienz gewonnen werden. Da sich die Studie über Jahrzehnte erstreckte und breit gefächerte Forschungsergebnisse aus ihr resultierten, gelang Alan Sroufe mit seinem Werk eine der bedeutendsten Studien zur Bindungsentwicklung. (vgl. Suess & Sroufe, 2008)

Eine wichtige Voraussetzung, wenn nicht sogar die wichtigste, für das weitere Leben eines Kindes besteht darin, eine sichere Bindung zu einer oder mehreren ihm nahestehenden Bezugspersonen aufzubauen. Bindungstheoretiker betonen, dass die Bindungssicherheit für die gesamte Persönlichkeitsentwicklung von grundlegender Bedeutung ist.

Bisherige Erkenntnisse deuten darauf hin, dass Eltern durch eine positive Bindung zum Kind, ein positives emotionales Klima in der Familie, den offenen Ausdruck eigener Emotionen, ein angemessenen Umgang mit den Gefühlen des Kindes und Gespräche über die Gefühle und Hilfe bei der Emotionsregulation die emotionalen Fertigkeiten fördern können. (vgl. Petermann & Wiedebusch, 2008, S. 85) Besonders in den ersten Lebensjahren stellt die Eltern-Kind-Bindung einen bedeutenden Einflussfaktor auf die sozial-emotionale Entwicklung dar.

„Ein sensibles Erziehungsverhalten, bei dem die Eltern den offenen Ausdruck von Gefühlen akzeptieren, auf die Gefühle des Kindes eingehen und es bei der Regulation von Gefühlen unterstützen, fördert nicht nur die emotionale Entwicklung, sondern begünstigt darüber hinaus

die Entwicklung in anderen Bereichen, beispielsweise die kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten des Kindes.“ (Petermann & Wiedebusch, 2008, S. 94)

Das Ehepaar Grossmann konnte in seinen Forschungen belegen, dass die regelmäßige Verfügbarkeit beider Eltern, welche auf die Bindungs- und Erkundungsbedürfnisse des Kindes prompt und feinfühlig reagieren und mit den Kindern auf einer kooperativen Art und Weise agieren, dazu führt, dass diese Kinder im Erwachsenenalter ebenfalls eine große Wertschätzung für Bindungen äußern.

Diese Wertschätzung konnte in klinischen Interviews der erwachsenen Probanden über die Erfahrungen in Liebesbeziehungen und durch Befragungen über die eigenen Bindungserinnerungen verifiziert werden. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 26). Sie verfügen über eine sichere Repräsentation von Bindung und können auf sichere innere Arbeitsmodelle, die mit der Wirklichkeit übereinstimmen, zurückgreifen. Sie fallen durch ein hohes Maß an Empathie und verhalten sich offen gegenüber Menschen, die ebenfalls Bindung wertschätzen. Sie sind sehr hilfsbereit und auch in der Lage, Hilfe und Unterstützung von anderen anzunehmen. Menschen mit unsicher geprägten inneren Arbeitsmodellen fallen diese Kompetenzen deutlich schwerer, was sie sowohl im emotionalen als auch im sozialen Bereich recht stark einschränken kann. (vgl. ebd.)

Frühe Bindungsbeziehungen sind also für das Bindungsverhalten des weiteren Lebens bedeutend. Forschungen unterstreichen, dass die unterschiedlichen Bindungstypen weitreichende Auswirkungen auf das Sozialverhalten und auf die Entwicklung des Kindes im gesamten Lebensverlauf haben. Das Gefühl der Sicherheit, das aus einer sicheren Bindung resultiert, unterstützt alle Aspekte einer positiven Entwicklung des Kindes.

Durch die verstärkte Kompetenz der Emotionsregulation und ein erhöhtes Maß an Empathie, was sich ebenfalls aus einer sicheren Bindungsbeziehung und dem richtigen Gefühl für das eigene Selbst herausbildet, sind sicher gebundene Kinder oft ausgeglichener und sozial kompetenter. Außerdem sind diese Kinder sehr häufig kontaktfreudiger als unsicher gebundene Kinder, da sie in ihrem bisherigen Leben nahezu ausschließlich Zuneigung erfahren haben und nicht bereits mit Zurückweisung rechnen. Diese Tatsache bringt sicher gebundene Kinder dazu, vorurteilsfreier in den Aufbau von neuen Beziehungen zu starten und diese qualitativ zu pflegen.

„Sicher gebundene Kinder zeigen adäquateres Sozialverhalten im Kindergarten und Schule, mehr Phantasie und positive Aspekte im freien Spiel, größere und längere

Aufmerksamkeitsspannen sowie ein höheres Selbstwertgefühl.“ (Dornes, 1997, S. 229) Sie sind aufgeschlossener für neue Sozialkontakte mit Erwachsenen und Gleichaltrigen und werden von ihrem Umfeld generell als kompetenter eingeschätzt.

Auch die kognitive Entwicklung, die ebenfalls einen Teil der Persönlichkeit bildet, wird maßgeblich durch die Bindung beeinflusst. „Die Grundstruktur des Gehirns reift in den ersten Lebensjahren heran. Dafür braucht es Beständigkeit und Zuwendung seitens der Eltern.“ (Anderssen-Reuster & Mora, 2015, S. 37)

Neben dem Erlernen und Ausreifen von Motorik und Sprache lernen wir auch ob und wem wir vertrauen können, wie wir bestmöglich kommunizieren und wie wir unsere Bedürfnisse so vermitteln, dass sie verstanden werden. Wir lernen mit unserer Persönlichkeit umzugehen und diese in sozialen Gruppen zu positionieren.

Bis zu einem Alter von drei Jahren haben sich die besonders oft gebrauchten und daher besonders wichtigen Zellverbände zu kognitiven Netzwerken verknüpft und unsere Persönlichkeit erstellt. Die Grundstrukturen des Gehirns und die Ausprägung eines Bindungsmusters sind festgelegt, bleiben aber durch den Prozess des lebenslangen Lernens modellier- und veränderbar. Dennoch kommt der kognitiven, emotionalen und sozialen Entwicklung der Kinder in dieser frühen Zeit die höchste Bedeutung zu und wesentliche Grundlagen für das künftige Leben der Kinder werden ebenda in besonderem Maße ausgeprägt. Aufgabe der Eltern ist es in dieser sensiblen Phase der Entwicklung und während der Entwicklung entsprechend biologischer Reifungsprozesse, auf die Signale des Kindes zu achten, zu reagieren und das Kind bei jeglichen Entwicklungsschritten zu begleiten. (vgl. Anderssen-Reuster & Mora, 2015, S. 37)

„Bindungssicherheit stellt somit die Basis für die Entwicklung von Sicherheit in der Exploration und damit der Aneignung von Wissen über die eigene Umwelt (soziales Lernen) und Strategien (soziale Problemlösekompetenz) damit umzugehen, dar.“ (Jungmann & Reichenbach, 2009, S. 34)

5.2 Mögliche Folgen unsicherer Bindung oder Bindungsstörungen

Die Tierforschung hat uns zahlreiche weitreichende Forschungsergebnisse über die Bindungstheorie liefern können. Die Auswirkung von fehlender Bindung und Bindungsstörung konnte unter Laborbedingungen festgestellt werden. Kleine Ratten, die nach

der Geburt von ihren Müttern getrennt wurden und ohne Sozialkontakte und jegliche Anregung aufwuchsen, wiesen in ihrer Hirnrinde eine erheblich geringere Dichte von Nervenzellen und Nervenzellverschachtelungen auf als die Ratten in der anderen Versuchsgruppe, welche nach der Geburt bei ihren Müttern verblieben und gesäugt und umsorgt wurden. Die vernachlässigten Ratten entwickelten Verhaltensauffälligkeiten und reagierten übererregbar und sehr empfindlich auf Stress.

Man führte die Laboruntersuchungen bis ins Erwachsenenalter der Ratten fort. Auch hier befand sich der Stressspiegel alles andere als im Normbereich. Die mittlerweile erwachsenen Ratten entwickelten sowohl Krankheitssymptome, die sich auf einen hohen Stresspegel zurückführen lassen, als auch fielen sie durch ein schlechteres Elternverhalten auf. Sie reagierten wenig sensibel auf die Bedürfnisse ihrer Jungen und kümmerten sich nur unzulänglich. (vgl. Brisch, 2005, S. 41)

Diese Ergebnisse lassen sich auf den Menschen übertragen. Säuglinge, die wenig Körperkontakt und Nähe zu spüren bekommen, zeigen ähnliche Reaktionen wie die vernachlässigten Ratten. Das Stresshormon Cortisol, das bei chronischem Stress produziert wird, schädigt Nervenzellen. „Da sich die Nervenzellen in der frühen Kindheit vernetzen und ausformen müssen, hat eine solche Schädigung erhebliche Auswirkungen auf die Intelligenz, die Emotionssteuerung und das Sozialverhalten des Kindes.“ (Anderssen-Reuster & Mora, 2015, S. 35)

Studien haben gezeigt, „dass die Entwicklung eines Kindes fast immer verzögert verläuft, wenn es die Betreuung der Mutter entbehren musste – und das sowohl physisch, intellektuell und sozial – und dass Symptome körperlicher oder seelischer Krankheit auftreten können“. (Bowlby u. a., 2010, S. 17) Beobachtungen u.a. von Rene Spitz bei Heimkindern, die ohne eine Bezugsperson aufwuchsen, zeigten, dass eine fehlende Mutter-Kind-Beziehung zu Fehlentwicklungen und Entwicklungsstörungen bis hin zum Hospitalismus führt.

Im späteren Entwicklungsverlauf kann es dann sogar zu Sprachstörungen, Störungen der Persönlichkeitsentwicklung und zu Defiziten der intellektuellen und sozialen Fähigkeiten kommen. (vgl. Brisch & Hellbrügge, 2009, S. 54) Eine langanhaltende Entbehrung und fehlende Beziehung zur Mutter kann somit ernste und folgenschwere Einflüsse auf die Charakterentwicklung und damit auf das ganze weitere Leben des Kindes haben. (vgl. Bowlby u. a., 2010, S. 43)

Kinder mit unsicheren oder gar desorganisierten Bindungen können nur schwer eigene

Handlungskompetenzen, Gestaltungsfähigkeit und eigene Bedeutsamkeit entwickeln. Sie sind schutzlos Ängsten ausgeliefert. Unsicherheit und Angst stören die Integration und Organisation komplexer Wahrnehmungen und Reaktionsmuster. Diese Leistungen werden normalerweise im Frontalhirn erbracht, können aber aufgrund der Desorganisation nicht geleistet werden.

Spangler und Grossmann stellten 1999 fest, dass Kinder mit diesem Bindungstyp eine höhere Herzaktivität zeigen und die höchste Alarmreaktion in fremden Situationen. Diese Kinder zeigen einen höheren Cortisolspiegel und das größte Risiko für Stressreaktion als alle anderen Bindungsklassifikationen. Daraus lässt sich schließen, dass Kinder mit einem desorganisierten Bindungsverhalten die geringste Stresstoleranz haben. Persönlichkeitsstörungen gehen einher mit desorganisierter Bindungserfahrung in der frühen Kindheit, denn durch die traumatischen Erfahrungen konnten sich keine adäquaten sicheren Beziehungs- und Selbstrepräsentanzen aufbauen. (vgl. Ammon, o. J., S. 4)

6. Schlussfolgerungen

Die Bindungsforschung hat wesentlich dazu beigetragen die Beziehung zwischen Eltern und Kindern besser zu verstehen und manche Fehler in der Betreuung und Erziehung von Kindern zu vermeiden. Auch psychotherapeutisch sind die Erkenntnisse der Bindungstheorie von großer Bedeutung, da viele psychische Besonderheiten durch die unterschiedliche Bindungsorganisation jedes einzelnen zu verstehen und zu behandeln sind. Viele Persönlichkeitsmerkmale lassen sich durch die frühe Bindungserfahrung erklären bzw. begründen. Dass einen der wesentlichen Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung eine gelungene Eltern-Kind-Beziehung darstellt, ist mittlerweile unumstritten.

Die jeweilige Bindungsqualität im Kindes- und Jugendalter ist nicht nur für die aktuelle psychische Befindlichkeit von Bedeutung, sondern hat auch Einfluss auf die weitere psychische Entwicklung im Laufe des Lebens. Eine sichere Bindungsentwicklung stellt eine gute Ressource dar, die für größtmögliche körperliche und psychische Resilienz gegen die Entwicklung einer Psychopathologie sorgt. Sie schafft die Grundvoraussetzung für eine gesunde emotionale und körperliche Entwicklung im Kindesalter und darauf aufbauend, das

Fundament einer gesunden Persönlichkeit im Erwachsenenalter. Eine unsichere Bindung hingegen gilt als Risikofaktor, der die Wahrscheinlichkeit der Herausbildung einer psychischen Störung erhöht.

Es ist ein gesellschaftliches Ziel, dass im Idealfall jedes Kind in liebevollen und stabilen Bindungen aufwächst. Da die Behandlung und Therapie von Persönlichkeitsstörungen im Jugendlichen- und Erwachsenenalter meist sehr schwierig und langwierig ist, da sich ungünstige Bindungsmuster bereits manifestiert haben, wird es immer wichtiger, bereits früh zu intervenieren bzw. am Ursprung der Persönlichkeitsentwicklung anzusetzen. Daher ist es von großer Bedeutung bei Säuglingen und Kindern, die einem erhöhten Risiko ausgesetzt sind ein fehlerhaftes Entwicklungsmuster zu verfestigen, rechtzeitig zu reagieren.

Bedenkt man, wie viele Menschen keine sichere Bindung entwickelt haben und dass sich diese Situation aufgrund des transgenerationellen Prozesses auch in Zukunft nicht verbessern oder ändern wird, wird deutlich, welche große Rolle die Schulung und Aufklärung des pädagogischen und psychologischen Personals zukommt.

In der heutigen Zeit besucht ein Großteil aller Kinder eine Kindertageseinrichtung. Seit dem bundesweit gültigen Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz ab dem ersten Lebensjahr, werden immer mehr Betreuungsplätze für die unter Dreijährigen benötigt und geschaffen. Bildung, Betreuung und Erziehung wird als Bildungsauftrag öffentlicher Betreuung verstanden.

Um die Kinder adäquat betreuen, erziehen und bilden zu können, sind sowohl die kognitive Entwicklung, als auch die Verhaltens- und Gefühlsentwicklung des Kindes zu beachten. Bindung, Entwicklung und Bildung haben einen starken Bezug zueinander. Ein Kind kann nur erfolgreich lernen und sich entwickeln, wenn es sich auf eine sichere Beziehung zu einer Bezugsperson rückversichern und verlassen kann. (vgl. Völkl, Viernickel in: Bethke, Braukhane, & Knobloch, 2009, S. 5)

Aufgrund der Trennung des Kindes von seiner Bezugsperson stellt der Besuch einer Kindertagesstätte oder Krippe für das Kind eine Belastungssituation dar. Durch jahrzehntelange Forschung und zahlreichen Forschungsergebnisse, weiß man um diese Belastungssituation und nimmt diese als sensible Phase wahr. Verschiedenste Eingewöhnungsmodelle beschäftigen sich damit, wie der Übergang am einfühlbarsten und besten gelingt, indem Stück für Stück eine Basis für eine vertrauensvolle Beziehung und sichere Bindung zwischen Kind und Pädagoge/ Pädagogin geschaffen wird. (Kirschke & Hörmann, o. J., S. 14) Dadurch, dass vorhandene Bindungsmuster durch das Angebot neuer,

stabiler und verlässlicher Beziehungen korrigiert werden können, ist der Besuch einer Kindertageseinrichtung oder später auch der Schule in Bezug auf die Bindung sehr bedeutend. Sowohl Pädagogen in Krippen und Kindertagesstätten, aber auch Lehrer und Sporttrainer können die Rolle einer stabilen Bezugsperson einnehmen. Auch wenn diese Kinder keine verlässlichen Bindungsangebote kennen, besteht die Chance durch offene Beziehungs- und Bindungsarbeit, diesem Kind eine verlässliche Basis darstellen zu können und ihm somit positive Bindungserfahrungen zu ermöglichen.

Im Kontext der Bindungsthematik spielen Angebote der „Frühen Hilfen“ eine wichtige Rolle in unserer Gesellschaft. Wie entwicklungsbiologisch bestätigt, werden die Weichen für eine sichere Bindungsbeziehung maßgeblich im ersten Lebensjahr jedes Menschen gelegt. Damit der gemeinsame Start von Eltern und ihren Kindern bestmöglich gelingt und somit die Grundlagen für eine gesunde weitere Entwicklung gelegt sind, stehen die „Frühen Hilfen“ den frischgebackenen Eltern unterstützend zur Seite.

Immer mal wieder wird in der Presse über die Einführung eines sogenannten Elternführerscheins gesprochen und debattiert. Trotz diesbezüglichen Diskussionen von Befürwortern und Gegner, wird vergessen, wie wichtig die Heranführung werdender Eltern an die Geburt und das Leben mit einem Kind ist. Zwar gibt es Geburtsvorbereitungskurse, in denen unter anderem die Pflege eines Neugeborenen geübt wird und Angebote wie Schwangerschaftsgymnastik, die Aufklärung über eine feinfühliges Erziehung und die Bedeutung von Bindung fehlt allerdings nahezu komplett. Neben gesellschaftlichem Druck und den Ratschlägen unzählbarer Erziehungsratgeber, tritt das feinfühliges Eingehen auf die Signale des Kindes oft in den Hintergrund.

Ein beispielhaftes Beratungs- und Interventionsprogramm, das auf der Bindungstheorie basiert, ist das sogenannte STEEP-Programm. Der Name des Programmes steht für „steps toward effective enjoyable parenting“. Es möchte Eltern in Krisen- und Belastungssituationen unterstützen, eine gelingende Eltern-Kind-Beziehung aufzubauen. Die Teilnehmer werden bereits während der Schwangerschaft und bis zum dritten Lebensjahr des Kindes durch Beratung und Aktionen begleitet. (vgl. „STEPP“)

Das Beratungsangebot von Elternschulen und Familienberatungsstellen gewinnt bereits an Bandbreite und Aufmerksamkeit und sollte sich weiterhin zur Aufgabe machen, noch mehr junge Familien mit ihren Angeboten zu erreichen und anzusprechen.

7. Verzeichnisse

7.1 Literaturverzeichnis

- Ahnert, L. (2010). *Wieviel Mutter braucht ein Kind?: Bindung—Bildung—Betreuung: öffentlich + privat* (2010. Aufl.). Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Allroggen, D. M. (2014). *Persönlichkeitsstörungen*. Gehalten auf der Basiswissen Kinder- und Jugendpsychiatrie und Entwicklungspsychopathologie, Universitätsklinikum Ulm. Abgerufen von http://www.uniklinik-ulm.de/fileadmin/Kliniken/Kinder_Jugendpsychiatrie/Lehre/MA_BWPersoenlichkeitsstoerung2014123.pdf (Zugriff: 04.09.2016)
- Ammon. (o. J.). Trauma, Bindung und Persönlichkeitsentwicklung aus Sicht der Dynamischen Psychiatrie. Abgerufen von http://www.praxis-dr-maria-ammon.de/docs/A_Trauma_Bindung_Persoenlichkeitsentwicklung.pdf
- Anderssen-Reuster, U., & Mora, E. (2015). *Wie sichere Bindung gelingt: Anleitung zum Elternsein* (1.). Stuttgart: Schattauer.
- Bethke, A. C., Braukhane, K., & Knobloch, J. (2009). Vorwort der Herausgeberinnen. In P. Völkel & S. Viernickel (Hrsg.), *Bindung und Eingewöhnung bei Kleinstkindern* (1. Aufl.). Troisdorf: Bildungsverlag Eins.
- Beziehung ist (fast) alles: Kaspar-Hauser-Experimente. (2012). *hr-online*. Abgerufen von http://www.hr-online.de/website/specials/wissen/index.jsp?rubrik=68539&key=standard_document_44622291 (Zugriff: 18.08.2016)
- Bowlby, J., Endres, M., & Ainsworth, M. D. S. (2010). *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung*. (U. Seemann, Übers.) (6. Aufl.). München u.a.: Ernst Reinhardt Verlag.
- Bowlby, J., Holmes, J., Stahl, B., & Stahl, O. (2008). *Bindung als sichere Basis: Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie*. (A. Hillig & H. Hanf, Übers.) (1., Aufl.). München; Basel: Reinhardt, Ernst.
- Brazelton, T. B., & Greenspan, S. (2002). *Die sieben Grundbedürfnisse von Kindern*. (E. Vorspohl, Übers.) (Deutsche Erstausgabe). Weinheim; Basel: Beltz.
- Brisch, K. H. (2015). *Bindungsstörungen: Von der Bindungstheorie zur Therapie* (13. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, K. H., Grossmann, K. E., Grossmann, K., & Köhler, L. (2002). *Bindung und seelische Entwicklungswege: Grundlagen, Prävention und klinische Praxis* (3. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta /J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.
- Brisch, K. H., & Hellbrügge, T. (2009). *Wege zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft: Prävention, Begleitung, Beratung und Psychotherapie* (2. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dornes, M. (1997). *Die frühe Kindheit: Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre*. Frankfurt: FISCHER Taschenbuch.

- Dornes, M. (2000). *Die emotionale Welt des Kindes* (6. Aufl.). Frankfurt am Main: FISCHER Taschenbuch.
- Fischer, M. (2005). Der ewige Tanz zwischen Nähe und Distanz. Abgerufen von http://www.ibp-institut.ch/fileadmin/media/downloads/ueber_IBP/Artikel/Grundlagen/artikel_Der_ewige_Tanz_zwischen_Naehе_und_Distanz_MF_100519.pdf (Zugriff 02.09.2016)
- Grossmann, K., & Grossmann, K. E. (2004). *Bindungen - das Gefüge psychischer Sicherheit* (6. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hédervári-Heller, É. (2011). *Emotionen und Bindung bei Kleinkindern: Entwicklung verstehen und Störungen behandeln* (1. Aufl.). Weinheim; Basel: Beltz.
- Julius, H., Gasteiger-Klicpera, B., & Kißgen, R. (2009). *Bindung im Kindesalter: Diagnostik und Interventionen*. Göttingen; Bern; Wien; Paris; Oxford; Prag; Toronto; Cambridge, Mass; Amsterdam; Kopenhagen: Hogrefe Verlag.
- Jungmann, T., & Reichenbach, C. (2009). *Bindungstheorie und pädagogisches Handeln: Ein Praxisleitfaden* (4. Aufl.). Borgmann Media.
- Kirschke, K., & Hörmann, K. (o. J.). Grundlagen der Bindungstheorie. Wiff Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte. Abgerufen von http://www.kita-fachtexte.de/uploads/media/KiTaFT_kirschke_hoermann_2014.pdf (Zugriff: 21.10.2016)
- Neubauer, K. (2013). Stress in der Schwangerschaft hinterlässt Spuren im Baby-Hirn. SpiegelOnline. Abgerufen von <http://www.spiegel.de/gesundheit/schwangerschaft/stress-in-der-schwangerschaft-hinterlaesst-spuren-im-gehirn-a-928555.html> (Zugriff: 02.09.2016)
- Oerter, R., & Montada, L. (2008). *Entwicklungspsychologie: Mit CD-ROM* (6. Aufl.). Weinheim; Basel: Beltz.
- Otto, H. (2011). Bindung - Theorie, Forschung und Reform. In H. Keller & A. Rümmele (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. Bern: Hogrefe, vorm. Verlag Hans Huber.
- Petermann, F., & Wiedebusch, S. (2008). *Emotionale Kompetenz bei Kindern* (2. Aufl.). Göttingen u.a.: Hogrefe Verlag.
- Rauh, H. (2008). Vorgeburtliche Entwicklung und frühe Kindheit. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*. Weinheim; Basel: Beltz.
- Saar, V. (o. J.). Definition Persönlichkeitsentwicklung. *brainGuide*. Abgerufen von http://www.brainguide.de/Persoenlichkeitsentwicklung/_c
- Schmidt-Denter, U. (1995). *Soziale Entwicklung* (3. Aufl.). Weinheim: BeltzPVU.
- Schneider, R. (2015). *Die Bedeutung der Bindung für die Entwicklung des Kindes und ihre Relevanz in historischen und aktuellen Krippenkonzepten* (1. Aufl.). Lang, Peter Frankfurt.
- Spangler, G., & Zimmermann, P. (1999). Bindung und Anpassung im Lebenslauf: Erklärungsansätze und empirische Grundlagen für die Entwicklungsprognosen. In R. Oerter, C. v. Hagen, & G. Röper (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie*.
- STEEP. (o. J.). Abgerufen von <http://www.steep-weiterbildung.de>
- Stegmaier, S. (o. J.). Grundlagen der Bindungstheorie. In M. R. Textor (Hrsg.), *Das Kita-Handbuch*. Abgerufen von <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1722.html> (Zugriff: 09.10.2016)

- Suess, G. J., & Burat-Hiemer, E. (2009). *Erziehung in Krippe, Kindergarten, Kinderzimmer* (1., Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Suess, G. J., & Sroufe, J. (2008). Klinische Implikationen der Minnesota Längsschnittstudie zur Persönlichkeitsentwicklung von der Geburt bis ins Erwachsenenalter, (6/08).
Abgerufen von <http://liga-kind.de/fk-608-suess/> (Zugriff: 06.10.2016)
- Tenorth, H.-E., & Tippelt, R. (2012). *Beltz Lexikon Pädagogik: Studienausgabe* (1. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Textor, M. R. (1991). Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen als Herausforderung an Familie und Schule. In M. R. Textor (Hrsg.), *Das Kita-Handbuch*.
Abgerufen von <http://www.kindergartenpaedagogik.de/25.html> (Zugriff: 12.08.2016)

7.2 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Bindungs- Explorations-Balance

online unter: <http://www.inklusion-online.net/images/fischer1.png>, zuletzt eingesehen am: 23.10.2016

8. Eidesstaatliche Erklärung

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe selbstständig verfasst und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommene Stellen sind in allen Fällen unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Ort, Datum

Unterschrift